

Lutz Finkeldey

Bilder und ihre Wirkungen im Puzzle der Gesellschaft

Eine soziologische Skizze zur Macht und Ohnmacht von Bildern



	Seite
Emotion, Bilder, Sprache und sinngedem Zwischen	2
Sprachbilder und Zwischen – Prolog	2
Teil 1	
Ohne Bilder keine Sprache	12
Bilderlose Fremdheit	16
Bilder, Bilder	19
Menschliches Chamäleon	27
Bildlosigkeit – ein Irrtum	28
Heimliche Sinnproduktion im Alltag	32
Bild und Sinn	39
Gebildete Kunstbilder	42
Metapher und Bilder als Sinn	47
Bilder im Spiegel	53
Fingerübung mit Expertise	62
Bilder der Verständigung	64
Genus und Gender im Wandel	66
Historische Bilder	70
Bildbesetzter Alltag mit Elephant, Mammut, Meer, Sport	75
Hintergrundbilder zur Klimakatastrophe	86
Größenwahnsinnige Kulturbilder	91
Teil 2	
Ohne Zwischen keine Erkenntnis	97
Bilder mit Zwischen – Epilog	113
Hypothesen zu Inhalten einer soziologischen Theorie zu Visuellem, Sprache und Zwischen	118
Herangezogene Materialien	124

In dem Roman „Der Trafikant“ von Robert Seethaler sagt der fiktive Sigmund Freud zu dem jungen Trafikanten Huchel: „*Man muss Wasser nicht verstehen, um kopfüber hineinzuspringen.*“ Franz Huchel erfährt durch dieses Bild, diese Metapher viel über die Liebe, das Leben. Auch, warum Bilder trügerisch sein können. Auf den ersten Blick könnte dieser Gedanke der Freudschen Psychoanalyse widersprechen.

Emotion, Bilder, Sprache und sinngebendem Zwischen

Täglich werden wir mit Bildern und Gesprochenem überflutet, wenig bleibt bei uns hängen. Warum das so ist, in welchem Wechselspiel dabei Kulturen mit Altersspezifika, Milieuhintergrund, Geschichte, Genderfragen und allgemein Gesellschaftlichkeit stehen, findet ebenso Eingang in diese Publikation wie Teile von Sprach- und Bildtheorie im Zusammenspiel von Emotion und Kognition. Der Gesellschaftlichkeit werden immer wieder Exkurse gewidmet, damit der individuell ausgeformte Habitus in seinen vielen Facetten deutlich und in seiner Zufälligkeit oder reinen Charakterfrage enthoben wird. Zwischen all den oft mehr als nur skizzierten Analysen existiert das „Zwischen“: Bei der Photographie beispielsweise steht nicht nur etwas zwischen den Photos, sondern ebenso zwischen dem Produkt Photo mit seinen Produktionsbedingungen, die als das eigentliche Materielle in den meisten Diskussionen unterschlagen werden, um der Menschenrechts- und Klimafrage zu entgehen. Nur über das derzeit vorstellbare Ganze können Teile systembezogen beurteilt werden, wobei deutlich wird, was systembedingt oder systemrelevant ausfällt. Sprache wie Bildern kommt in diesem notwendigen Prozess der Erkenntnis eine aufklärende oder verschleiernde Rolle zu. Das Nicht-Wahrnehmbare, das Nicht-Wollende, das Nicht-Wahrhaben-Wollende geben diesem Prozess der Erkenntnis eine spezielle Note.

Sprachbilder und Zwischen – Prolog

Bilder, Bilder, Bilder ... Zwischen, Zwischen, Zwischen ... Bilder im Kopf bestimmen die emotionale und kognitive Wirklichkeit, dienen zum Abgleich der Realität. Bilder existieren nicht ohne ein Zwischen den Bildern. Jedwedes Bild, ob konkret oder abstrakt, wirkt vieldeutig different, wenn sich der Kontext ändert, denn es gibt kein Nichts um das Bild herum, so dass eine zweite subjektive Interpretation, die allerdings als gemeinsame wahrgenommen wird – neben der des eigentlichen Gegenstands – erfolgt. Zwischen bleibt nicht nur situativ im direkten Umgebungszusammenhang, sondern wir sehen Bilder anders, wenn wir gestern guter Stimmung waren und heute nicht oder uns zwischenzeitlich mit dem zu betrachtenden

Gegenstand auseinandergesetzt haben. Bilder entstehen erst im Kopf, bei wiederholtem Heranziehen immer wieder anders. Der gefühlte wie geistige Rahmen – hier als ganz Allgemeines - definiert den Gegenstand immer wieder neu. Bilder, ob museal dargeboten oder sonstwo sind weder im Kopf noch gesellschaftlich isolierbar. Dieselben Bilder oder Gedanken ändern sich, weil wir permanent neuen Eindrücken ausgeliefert sind, sie sich uns aktiv aneignen oder sie eher en passant vereinnahmen.

In subjektiv intensiv empfundenen Zeiten geschieht der Wandlungsprozess schneller, sonst langsamer bis hin zum Fast-Stillstand. Wenn wir uns aus dem Linearen ausklammern, dem Bild in seiner und unserer Zeit intensiv widmen, können wir versuchen, unsere Vorurteile künstlich zu „vergessen“. All das und noch viel mehr steht in oder zwischen den Zeilen dieser Publikation. Ohne Bilder und Zwischen läuft nichts in unseren Köpfen. Die Welt aus einer anderen Facette sehen, der Versuch durch Alltägliches, die Welt mit offenen Augen zu betrachten, damit aus einer individuellen und kulturellen Ich-Zentriertheit durch das Zwischen ein faktisches und kein bekenndes Wir wachsen kann. Das Kulturelle bekommt neben der bildhaften auch eine ökonomische Seite. Am Beispiel der Photographie reicht ein weiter Gedankenfluss zu ihren materiellen Grundlagen, denn das massenhaft Schöne in der einen wechselt zum haufenweisen Hässlichen in einem anderen Milieu oder in einer anderen Kultur. Das sind mit den dazugehörigen Nebenfolgen die Themen.

Vielleicht denken Sie trotz der einführenden Bemerkungen, verehrte*r Leser*in¹, dass ich nicht „alle Tassen im Schrank“ habe, wenn ich auf den ersten Blick an Beiläufigem, also Bildern und Zwischen, ansetze. Sind direkte Analysen von Kriegen, Klimawandel und Hungerkatastrophen nicht wichtiger? Ja, doch Bild und Wort fallen zu Katastrophen nie wertfrei aus, denn einzelne Mosaiksteine, wie Sprachbilder oder Zwischen, ergeben erst dann einen Sinn, wenn sie vom Ganzen aus interpretiert werden, das oft manipulativ suggeriert wird. In der Alltäglichkeit heben wir gern einen Punkt, einen Mosaikstein hervor, der das Zentrale überhaupt zu sein scheint. In den verbrämten Kneipengesprächen bekommen differente Teilaspekte eine Aufladung, die für die Apologeten dermaßen wichtig sind, obwohl sie aus der Distanz vor Banalität strotzen. Ein böser Kommentar gegenüber diesen Erhitzten lautet, dass sie wenig vom Ganzen wissen

¹ Das Gender „*“ mag zum Teil den Lesefluss stören, auch sonderlich aufstoßen. Nicht nur die Buchstaben, das entsprechende Wortbild „schreien“ nach Gerechtigkeit, sondern die Menschen, die es betrifft, also wir alle, haben ein Recht darauf, uns zugehörig zu fühlen. Das innere Bild unserer Wahrnehmung erfordert eine Korrektur, die einen kognitiven Akt hervorbringt. Alle sexuellen Orientierungen sind „normal“, wenn sie nicht machtausnutzend gewendet werden. #MeToo steht z.B. für subjektiv von Frauen erfahrene Übergriffe. Latentes wie exzessives (sexuell bezogenes) Gewaltausüben ohne ein „Ja“ bei voller Entscheidungsfähigkeit – erst recht nach K.O.-Tropfen - gehört moralisch verworfen und juristisch verfolgt. Zu Gender und LBGTQ siehe „Genus und Gender im Wandel“ in diesem Buch.

und deshalb wegen ihrer (akuten) gedanklichen Begrenztheit ihren Standpunkt vehement verteidigen können.



Das Ganze steht wie ein Berg vor uns, dessen Gipfel an das Ende des Turmbaus zu Babel erinnert. Alle wissen, wo es hingeht, aber keiner de facto warum und wie. Zwischen damals und heute bildet nur der Wahnsinn des permanenten Wachstums, des Höher-Höher-Weiter-Weiter den Vergleich. Konstruktiv, montagehaft, mosaiksteinhaft oder bricolagemäßig, je nach Vokabular und Ziel, kann das Ganze angegangen werden, dennoch bleibt alles gegenüber der denkbaren Totalität Stückwerk. Bilder und Zwischenräume füllen viele Gedanken zum Ganzen auf, können jedoch nur ansatzweise Kontingenzen ausschließen. Nur sehr, sehr wenige Teile des Ganzen fallen dermaßen wirkmächtig und systemrelevant aus, dass sie für alle und alles prioritär feststehen sollten. Diese, Menschenrechte und Klimakatastrophe, sollten die Spitze, das Ziel für alle anderen Teilsysteme definieren. Dazu brauchen wir konkret utopische Bilder im Kopf, Distanz zwischen uns als Individuum und weltbezogener Notwendigkeit, die weder kaschierend der eigenen Wirklichkeit enthoben bleiben noch sich apokalyptisch über unseren Alltag ergießen. Wenn beispielsweise die Klimakatastrophe als *conditio sine qua non* verharmlost bleibt, dann werden die anderen Teile des Ganzen betroffen und mit untergehen, das Ganze mit sich in den Malstrom ziehen. Dann nutzt es nichts, wenn wir einen schönen Swimmingpool unter einer Glasglocke besitzen oder mit unserem Privatflugzeug durch die Gegend düsen. Ganz im Gegenteil: Dadurch leben wir noch schneller für unsere Abschaffung. Die Klimakatastrophe als sich derzeit unaufhaltsam ausbreitender dreidimensionaler Feuerball wirkt nicht unbedingt demokratisch mit den täglich zu spürenden Folgen, weil zwischen Arm und Reich unterschiedlich im Freilandlabor der Umweltvernichtung gelebt und gelitten wird, doch sie enthält durchaus autoritäre Systembestandteile. Erst kann sich der reiche Teil der Weltbevölkerung besser schützen, aber die Feuerballkrake vernichtet final alle, der Weg dorthin lässt eine Minderheit sich wappnen. Auch die, die die kommoder durch jede Krise kommen, werden vom autoritär wirkenden Klimawandel eingeholt. Sicherlich, auch die kommende Klimakatastrophe fußt auf Werturteilen. Setzungen gibt es überall. Dramatisch

werden sie erst, wenn sie nach allem Wissen sehr plausibel ausfallen. Radikale Konstruktivist*innen sehen ihre Ausgangsbedingungen ebenfalls als wahr an, nehmen nur andere Parameter. In Fällen von potentiell großer Gefährdung sollten Maßstäbe anders gehandhabt werden als „Ich habe Recht“. Wenn nach „bestem Wissen und Gewissen“ eine Gefahr droht, dann kann die ethische Entscheidung nur lauten, solange die damit verbundene Risiken nicht kalkulierbar scheinen, sollten sie nicht eingegangen werden. Fluorchlorkohlenwasserstoff (FCKW), ein von Menschen hergestelltes Treibgas, sollte als Vorbild in einer solchen Diskussion dienen. Jahrzehnte war es in Privathaushalt und Industrie nicht wegzudenken – bis es zum Ozonkiller avancierte. Das Problem wurde zu spät erkannt oder durchaus auch geleugnet. Für die Klimakrise bedeutet das, dass bereits zum heutigen Zeitpunkt viele dramatische Erkenntnisse unumstößlich sind, die sich im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte kulminierten, so dass wir eigentlich wissen, nicht offenen Auges in die Katastrophe laufen zu müssen.

Noch virtuell, aber ein mit durchaus realen Elementen schon ein existentes Szenario, könnten ebenso Zoonosen zum GAU beitragen oder exklusiv das Ende der Menschheit einleiten. Derzeit scheint hingegen ein Meteoriteneinschlag kaum denkbar. Der Meteorit bildet eine glorreiche Ausnahme, denn hinter fast allen die Welt erfassenden Bedrohungen steckt der Mensch als Täter*in. Aber: Der Mensch ist nicht vernünftig, er wäre es nur, wenn so etwas wie Menschenrechte und Klimafragen mit einer weltweit akzeptierten Priorität belegt wären. Das ist eine Utopie. Diese Publikation versucht mit Sprache, Bild und Zwischen, bei gleichzeitigem Zielhorizont „Utopie“ einige Denkmuster zu öffnen, die das Konkrete in der Utopie aufnehmen, sie zu einer konkreten Utopie wandeln.

Der Erhalt des Ganzen mit der obersten Priorität „lebbares Klima, Menschenrechte für alle“, bilden das „Werturteil Vernunft“, eine *conditio sine qua non*, weil sonst die Grundlage für Leben entfiel.² Wenn dieses Werturteil latent oder ganz ignoriert wird, gehen die Lichter aus. In der Klimakrise trifft metaphorisch zu, dass „Die dümmsten Bauern (...) die dicksten Kartoffeln [haben, LF]“, Sonst beleidigte diese Redewendung zu Unrecht die Bauern, denn die, die den meisten Dreck verursacht haben, produzieren, sind die tatsächlich Dummen, die ihren Immanuel Kant nicht gelesen oder verstanden haben: Unsere Apologeten der Umweltverschmutzung banalisieren³. Solche Sprachbilder, die Sprache und das Zwischen

² Mein herangezogener Begriff von Vernunft basiert auf dem Denkgebäude des Philosophen Immanuel Kant. Sein „Kategorischer Imperativ“, auf den ich mich beziehe, lautet: „*Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.*“

³ Das Glück der „dümmsten“ Bauern, riesige Kartoffeln zu ernten, wendet sich zum Glück der Umweltverschmutzer*innen, denn die sind vordergründig klug, weil ihre Geschäfte brummen, doch dumm, weil auch ihr Licht schon flackert. Ein Gedanke von Heinrich Heine klärt das Verhältnis vom Bauern zu Klimawandelleugner*innen exzellent: „Wie vernünftige Menschen oft sehr dumm sind, so

können als emotionales wie geistiges Perpetuum Erkenntnisse fördern, Gedanken gestalten, so dass – bei individuellem Erfolg – eins, zwei, drei ... Mosaiksteine in das bisher erfahrene Ganze einfließen und den „alten“ Horizont öffnen.

Die Wortwahl von „beiläufig basteln“ mit Sprache, Bild, Zwischen verharmlost, verkennt die Wichtigkeit von Sprache und anhängigen wie atheoretischen Bildern, denn wie soll Aufmerksamkeit für ETWAS gewonnen werden, wenn nicht Emotionen in die Sprachlichkeit einfließen. Der Abhandlungen zu Bildern nehmen Alltägliches wie Profundes auf, sollen aufhorchen, nachdenklich werden lassen, vielleicht auch bestätigen, indem wissenschaftlich wie auch essayistisch Themen eingekreist werden. Hätte ich geschrieben, dass ich eine profunde Analyse bisher vernachlässigter Phänomene vornehme, wäre das ein geschlossenes System, ohne Realität. Der von mir schon erwähnte Konstruktivismus soll so konfiguriert sein, dass er in seiner gemäßigten Variante nachvollziehbar und damit in seiner Logik objektivierbar ausfällt.



Sprachbilder allgemein oder Metaphern, Symbole, Icons, auch der einfache bildliche Hintergrund von Begriffen dienen bewusst oder unbewusst einer Platzierung von eigenen oder fremden Positionen. Die heimlichen und offenen kulturellen Unterschiede von Menschen aus verschiedenen Milieus oder anderen als der eigenen Kultur entscheiden mit, ob wir eine Person oder eine Sache annehmen oder ablehnen. Teile der Sprache stehen im ersten Teil meiner Ausführungen im Vordergrund, Mimik und Gestik kaum. So gehe ich einige gesellschaftliche Bereiche durch, um Aspekte für eine bessere Sprachbildersensibilität zu entwerfen, vor allem auch Rassismen zu hinterfragen. Dazu lege ich Gedanken der hirnnorganischen Filterung wie gesellschaftliche Grundierung dar. Den menschlichen Wunsch, die Natur in toto beherrschen zu wollen, nehme ich ebenso in den Blick, weil

sind die dummen manchmal sehr gescheit.“ Die Alltagsbegriff von Heinrich Heine „vernünftig“ korreliert nicht mit dem philosophischen von Kant, denn im Gegensatz zu Kants philosophischen Erörterungen hat Heine in diesem Fall „Dem Volk aufs Maul geschaut.“

Katastrophenverursacher*innen (z.B. von Klimakatastrophe, Krieg), Macht und Manipulation händchenhaltend verharmlosen. Systemrelevant oder systembedingt bilden paradoxerweise die Rechtfertigung. Viele Erkenntnisse zeigen sich jedoch erst ex post, so dass eine Risikoabwägung in nicht-linearer Form notwendig ist. Die weltweiten Big Player beherrschen wunderbar eine Lobbyarbeit in ihrem logischen Sinn, um politische Entscheidungen in ihrem Interesse einzurahmen, zu bebildern. Ihr Frame basiert auf Lobbymillionen für politische Kreise, die das nachhaltige Ansehen ihrer Interessen befördern (sollen). Meinungsmache zwecks positiver Unterstützung, die zufälligerweise dasselbe Bild produzieren. Fakten kippen zu Fakenews und Fakenews zu Fakten. Ein rein gewaschener Bilderbuchkonzern für das geschäftliche Poesiealbum, das im Hintergrund von drohenden Gewitterwolken befreit ökonomisch noch erfolgreicher wird.

Wer macht sich schon Gedanken darüber, wie Rahmen wirken? Warum beispielsweise der Frame eines Politiker*innenbildes in Presse, Funk und Fernsehen nicht nur eine ästhetische Wirkung hat, sondern gleichzeitig die Muster des Gesagten stärken soll? Heute könnten wir in der westlich orientierten Welt den russischen Präsidenten Putin in eine rosarote Umgebung stellen, während das US-Pendant Biden im Keller steht, dabei entfele gefühlmäßig wegen eines extremen Punktums zwar nicht die Umrahmung, doch sie wäre relativ. Die Ausnahme liegt in einer Ausschnittwahrnehmung, die das restliche Bild erschlägt.

Selten haben wir zu Hause Putin oder Biden zu Gast, so dass Positionierungen von Bildern, Gegenständen, Sichtachsen auf uns zurückfallen. Gegenständliches beeinflusst Stimmung und Bild daselbst, evoziert mehr oder minder gefühlsmäßig unseren Besuch, so dass die Besuchten durchaus nebensächlich werden könnten. Nähe oder Fremdheit markieren das mögliche Spektrum. Noch weitergehend determiniert individuelle Laune, mit der wir das Gebäude, den Garten betreten. Immer steht irgendetwas zwischen der vermeintlichen Haupt- und Nebensache. Selbst, wenn wir sagen, das und das sei nichts, treffen wir nicht den Kern. Denn Nichts gibt es nicht, es steht zwischen uns und vielleicht einem nichtssagenden Bild, weil wir „es“ nicht akzeptieren können. Das Bild als Nichts fällt aus wie das Bild als Kunst, beide entstehen erst im Kopf. Interpretationen schwanken oder pendeln zwischen Nichts und Wahnsinn. Denken wir an die Geschichten von Beuys, Harings, Banksy ... Um im Kunstbetrieb bestehen zu können, müssen wir vergleichsweise Fähigkeiten aufweisen wie bei einer Fremd- oder anderen Fachsprache, um holprig oder eloquent Konversation über das Sujet betreiben zu können. Schon wieder begegnet uns ein Zwischen. Passt zwischen uns keine Briefmarke oder widert mich die Frisur meiner gegenüberstehenden Person so an, dass Meilen zwischen uns liegen oder steht vor mir eine Person, die „doof wie ein Brot“ ist. „Das alles und noch viel

mehr' (Rio Reiser) ereignet sich in Bild und Zwischen ... als Ausdruck von Emotion und Erkenntnis.



Gedanken um Bilder aller Facetten oder die Frage, wie das Zwischen die Hauptsache hervorbringt oder selbst zur Hauptsache wird, damit ein anderes Zwischen entsteht, sind in der Bildtheorie, der Soziologie heute eher Randphänomene. Doch wenn es einen Rand gibt, dann hat er Bedeutung für das von ihm Umschlossene – bildungsneudeutsch formuliert – Arrondierte. Selbst kleine Ränder können aus der Sicht des Ganzen zu einer kritischen Masse mutieren. Ein Rahmen oder eine Arena bilden eine analytische Trennung vom Ganzen. Erst die Implementation des Rahmens in das Ganze gibt einem wissenschaftlich isolierten Teil eine Aussage über ein Detail hinaus.

In der Überschrift schreibe ich von Skizzen: Das aus drei Gründen:

1. Wenn etwas Bekanntes in einer neuen Form angegangen wird, einen experimentellen Charakter noch nicht verlassen hat, wäre es anmaßend, von einer geschlossenen Theorie zu sprechen, die es ohnehin heute nur noch in einer linearen Verkürzung geben kann.
2. Ich erlaube mir durchaus assoziative Ausflüge, weil sie ein Charakteristikum eines jeden Gehirns abbilden. Warum uns welche Gedanken gerade jetzt in den Kopf kommen, können wir vielleicht erahnen, doch nicht wissen. Dennoch bereichert uns das Sprunghafte, denn nicht das Lineare, sondern das Nicht-Lineare führt zum Weltverständnis. Das Lineare verkürzt, vereinfacht. Ohne Assoziationen wäre Vieles gradlinig und damit langweilig, vor allem oberflächlich, doch könnte nichts Neues entstehen. Zum Assoziativen gehören in den Ausführungen auch die aus dem Rahmen der gesetzten Wissenschaftssprache fallenden Sprachbilder, die inhaltlich korrekt,

doch durchaus bewusst kurios gesetzt sind. Im Idealfall ergibt sich daraus ein kognitiver Konflikt.

3. Vollständigkeit gibt es nur in geschlossenen Systemen wie angewandter Mathematik oder der lateinischen Sprache. Deshalb hoffe ich, dass Leerstellen als Nicht-Wissen-Können oder ein Zwischen-den-Zeilen-Lesen Sie, die*den Leser*in zu Ergänzungen wie Hinzufügungen anregen.

Bei den gedanklichen Reisen wünsche ich Ihnen viel Freude, weiß aber, dass der eine oder andere harte Brocken mühsam gekaut werden muss, während andere Passagen dahinflutschen. Photos oder andere bildliche Ergänzungen füge ich zur weiteren Interpretation der Themen ein, doch ebenso den im Text herangezogenen Gedanken des arabischen Geschichtenerzählers: Wir Geschichtenerzähler werden zwar konkret, doch nicht detailversessen, denn dann schneiden wir die Phantasie der Zuhörenden mit ihren eigenen imaginierten Bildern, Phantasien ab.

Mit „Ohne Bilder keine Sprache“ beginnt der Hauptteil. Unser Kopf speichert sehr, sehr viele Bilder, die unbewusst oder bewusst in ihm herumschwirren. Bisher kaum erforschte Filterungen im Gehirn sorgen dafür, dass äußere Bilder uns nicht erschlagen, sondern nur wenige bewusst werden.

Mit einer „Bilderlose(n) Fremdheit“ geht es weiter. Emotionale und gedankliche Vergleiche brauchen etwas existent Bewusstes im Gehirn, an das sich das typisch menschliche Wie andocken kann.

„Bilder, Bilder“ vertieft die emotionale Basiertheit des Kognitiven, die zu paradoxen Wechselspielen führen kann. Eine inflationäre Bilderflut basiert auf ungleichen Unschärfen. Nur vergleichsweise wenige Bilder bleiben präsent.

Das „Menschliche Chamäleon“ trägt im übertragenen Sinn ein menschliches Gewand. Bildloses Denken gibt es nicht, weswegen eine „heimliche“ Sinnproduktion folgen muss, um deren Gehalt entschlüsseln zu können. Das Bildhafte schillert in Wahrnehmung und Äußerung. Eine „Bildlosigkeit ein Irrtum“ kann es schon aufgrund des bis dahin Dargelegten nicht geben. Selbst die Relativitätstheorie von Albert Einstein braucht Bilder.

Eine „Heimliche Bildsinnproduktion“ beginnt im Säuglingsalter und dominiert als erste Erfahrung das Leben. Vorurteile fallen nicht vom Himmel, sondern werden über Sozialisation emotional vermittelt oder manipuliert.

„Bild und Sinn“ nehmen die subjektive Seite auf und konfigurieren die Bildsprache.

„Gebildete Kunstbilder“ suggerieren, dass es Kunst unabhängig von Menschen gäbe. Das ist schlicht falsch. Bilder entstehen im Kopf und werden über die Habitusausprägungen interpretiert.

„Metapher und Bilder als Sinn“ variieren kulturell und sozial, sind Konstrukte aus der Vergangenheit und nur ein Kern, der mit der ursprünglichen Redensart nichts zu tun haben muss, bleibt. Bilder wechseln grundsätzlich Aussageteile über subjektive Wandlungen.

„Bilder im Spiegel“ zeigen das temporäre Wechselspiel von Bildern ebenso auf wie ihre Beeinflussung durch gesellschaftliche Umbrüche. Bilderverbote, Motivverbote kennen alle Gesellschaften.

„Fingerübung mit Expertise“ nimmt nicht nur das Visuelle als Typus der Wahrnehmung auf, sondern führt auch so etwas wie Handgeschmack ein. Visuelles trifft Haptisches.

„Bilder der Verständigung“ erheben nicht nur die Photograph*in in den Fokus, sondern ebenso die Produzent*in. Wie kann es einem Menschen gelingen, einen anderen Menschen so zu verstehen, dass er sich in Beschreibungen und später Analysen so sehen kann, wie er*sie es ausgedrückt hat.

„Genus und Gender“ beginnt mit dem gesellschaftlichen Wandel des sozialen Geschlechts und erweitert diese Fragestellung um die LBGTQ-Bewegung, die das soziale Geschlecht dem Subjekt übereignet.

„Historische Bilder“ verdeutlicht, dass es einfacher ist, alte Bilder aufzunehmen, als neue zu produzieren. Die Rechtsradikalen können hemmungslos am Nationalsozialismus anknüpfen. Die Weißseinsforschung geht von überkommenen geschichtlichen Bildern aus, die sie aus Bewusstsein und Sprache verdammen will. Viele Menschen sind noch mit alten Bildern sozialisiert sind und tragen sie emotional vor sich her. Nicht-erklärter Krieg

„Elefant, Mammut, Meer, Sport im Bild“ setzt Bilder in der Sprache ein, um die praktische Konsequenz von Geradem oder Schiefen vorzuhalten. Anhand oft „heldenhafter“ Sprache und Bebilderung finden Begriffe und Redewendungen Einzug in die Alltäglichkeit, die unbewusst – wie bei der Weißseinsforschung – Martialisches mit sich transportieren, was Grausames verharmlosen kann.

„Nicht-erklärter Krieg“ zeigt anhand der Geschichte der Photographie die Nebenfolgen auf, die hinter den Bildern verschwinden. Mit der analogen Photographie gibt es eher gravierende fossile Umweltzerstörungen, mit der digitalen gravierendere CO₂ und fossile Zerstörungen. Analoge oder digitale Photographie diffundiert irgendwo, nur nicht beim Knipsen.

„Nadelstichige Politikgedanken“ erfordern zunächst die Oberflächlichkeit menschlicher Bearbeitung von Fortschrittsnebenfolgen zu zeigen. Mensch und Natur als Zentrum des Seins verblasst spätestens – trotz gegenteiliger Behauptungen – seit der Industrialisierung, denn Menschsein bedeutet als Appendix der Ökonomie zu leben.

„Ohne Zwischen keine Erkenntnis“ als Teil 2 fällt wesentlich kürzer aus, doch zeigt er ein noch mehr vernachlässigtes Gebiet der Soziologie auf: „Zwischen“ als ein konkret oder abstrakt existenten Zwischen, was je nach Konsistenz oder Gestaltung Aussagen ändert, bleibt noch

recht verständlich. Wenn das Zwischen sich zum Hauptbetrachtungspunkt wandelt, mutiert ein ursprüngliches Nicht-Zwischen zum Zwischen. Je nach Betrachtungswinkel mit dem spezifischen Bild im Kopf entsteht Neues, Anderes.

Die Ausführungen kommen gen Ende mit „Hypothesen zu Inhalten einer soziologischen Theorie zu Visuellem, Sprache und Zwischen“. Die wichtigen Fakten finden eine zusammenfassende Würdigung. Bild und Zwischen werden zudem vereint. Die Macht der Sprache, ihrer Bilder und mit ihr zu beschreibenden Werke findet über das Wechselspiel von unbewussten und bewussten zu verschwommenen und konkreteren Bildern im Kopf und die daher bedingten Interpretationen eine faszinierende Note.

„Hypothesen zu Inhalten einer soziologischen Theorie zu Visuellem, Sprache und Zwischen“ schließen die soziologische Skizzen ab. Wichtige Maßeinheiten werden zusammenfassend dargelegt, um das Werk, die wissenschaftliche Idee abzurunden.

Es lebe die Differenz – sie ist das Elixier des menschlichen Seins.

Hannover, im Januar 2024

Teil 1

Ohne Bilder keine Sprache

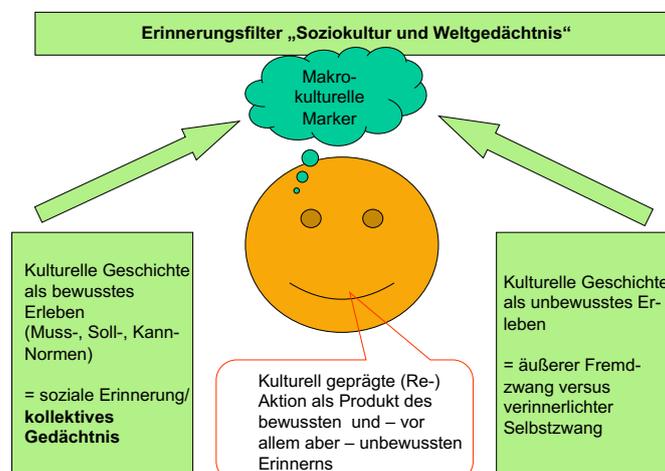
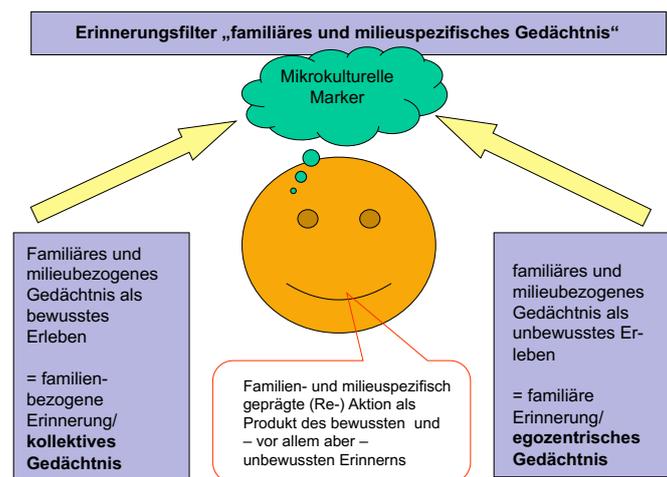
Die Balken biegen sich. Viele Zungen verderben den Brei. Bilder und Sprache führen uns an der Nase herum. Imperien wurden auf Sand gebaut und versanken im Meer. Wir schaffen mit Sand Betongold. In Möchte-gern-Liebesbeziehungen hat ein Part auf Sand gebaut, der andere hat festen Boden unter den Füßen. Manche Filme führen ins Nichts. Gedanken rieseln durch ein Sieb, obwohl es der Schnee ist, der leise rieselt.

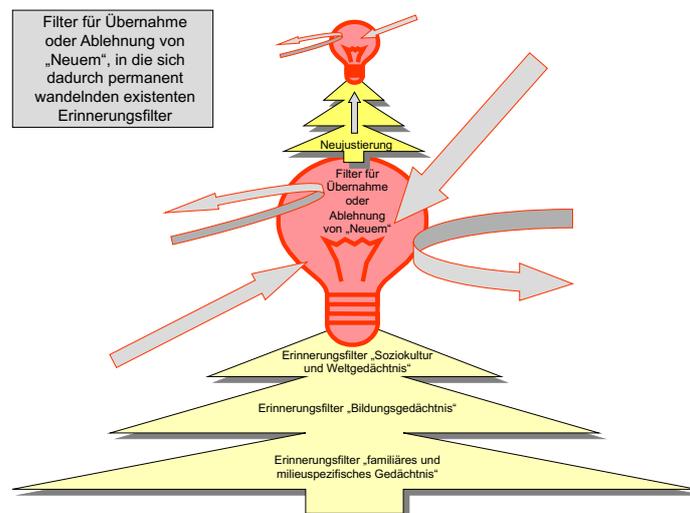
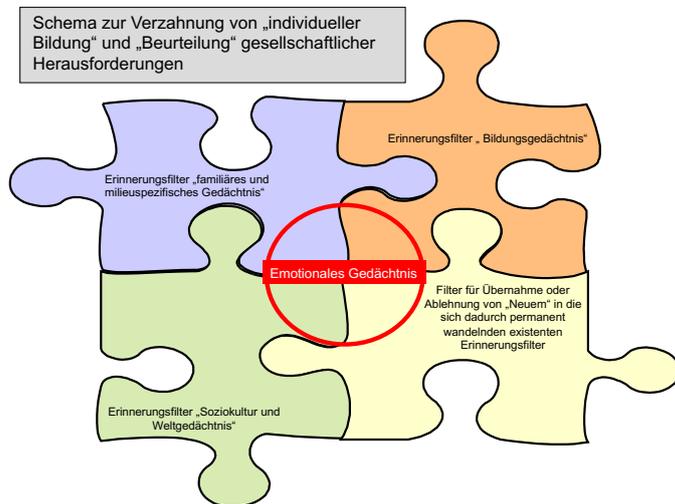
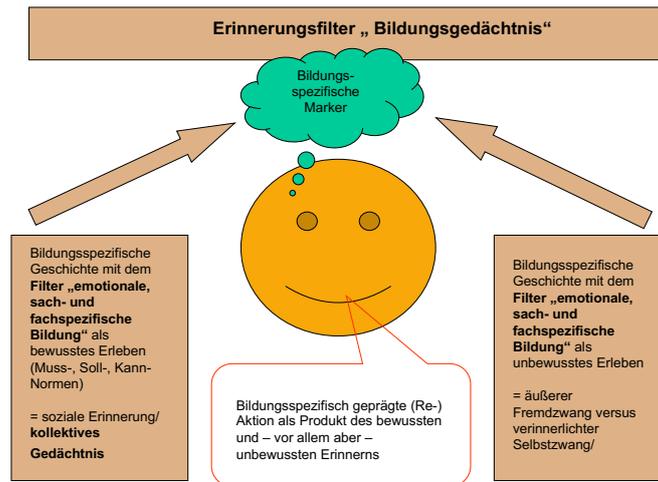
Solche oder ähnliche Bilder, Sprachbilder oder Metaphern pflastern unsere Kommunikation. Wir kleben an ihnen. Ändern sie unsere Wahrnehmung der Welt, sind wir Ihnen ausgeliefert oder bereichern sie uns? Mit diesem Text unternehme ich eine Reise, wie unter dem Dach mit dem Ach, indem ich den Wedel nehme, um von Bildern und Sprache ein wenig die Patina zu entfernen. Ich kehre damit vor der Tür des subjektiven Wirkens von Bild und Sprache sowie deren gesellschaftlichen Umgang im Positiven wie im Negativen. Unser Ausgang reduziert die Botschaft, ist besetzt, eher ambivalent, das Ziel meiner Zeilen lautet Pointierung und Entschleierung von offenen wie heimlich angelegten oder verdeckten Machenschaften mit Bild und Sprache. Gerade das, was wir als Gegeben hinnehmen, wirkt heimlich als Tabu heimlich. Dennoch brauchen wir die Fähigkeit als Menschen zu trennen, was wichtig ist und was nicht. Mit dem Wasser lassen sich die beiden Pole in ihrer Wirkung drehen. Wenn die Temperaturen jenseits der 30 Grad liegen, laufen wir hinein, um uns zu erfrischen. Wir denken kaum oder nicht an mögliche Überchlorungen oder Blaualgen oder Haie. Wenn wir von einer Gefahr wissen, schwitzen wir draußen weiter, denn wir sind direkt betroffen. Das sind noch recht überschaubare Phänomene, die jedoch kulturell anders gefärbt ausfallen. Je unüberschaubarer sie werden, desto mehr spielt die Glaubwürdigkeit der Informationsquelle eine Rolle. Für die einen biegen sich die Balken, für die andere ist es klar wie Kloßbrühe. Bewusstes und unbewusstes Erlerntes mit emotionalen Bildern und kognitiven Sprachbildern lässt uns antworten. Diesem Prozess der Aneignung und Verarbeitung begegne ich mit diesem Buch und leite Konsequenzen daraus ab.

Ob die sandige Metapher oder viele andere Sprachbilder ... wir kennen mehr als uns bekannt erscheinen. Der Schatz der Sprache mit ihren verbalisierbaren Bildern eröffnet uns nur etwa drei Prozent unserer Hirnleistung. Der „Rest“ schlummert in der Hinterkammer des individuellen und kollektiven Unbewussten. In der heutigen Zeit der Bilderflut erreichen zunehmend weniger

emotionale wie kognitive Motive oder Herausforderungen unsere menschliche Aufmerksamkeit. Viele Bilder scheinen mehr als sie ausdrücken sollen. Überbordende Vielfalt jeglicher Herkunft schlägt in vielerlei Hinsicht in Einfalt um, wenn sie mit Überforderung menschliche Köpfe prägt. Chemische Prozesse steuern und bewegen uns emotional. Nicht überall herrscht der Sand im Getriebe, sondern Marksteine soziokulturellen wie generationalen Verständnisses bilden menschengewordenes Theaterleben. „Wir alle spielen Theater“ (Erving Goffman), verstellen uns, erfassen unsere gesellschaftlichen und privaten Rollen, entfernen uns von dem, was mit Authentizität gefasst ist.

Die sehr vereinfachenden schematischen Darstellungen verdeutlichen den Prozess der Auf-, Übernahme wie Verwerfung von Informationen aller Art. Die ersten drei Schaubilder sind parallel zu verstehen. Im vierten findet eine Zusammenführung statt, das fünfte zeigt vereinfacht die Aufnahme oder Ablehnung von Neuem.





Ingrid Bergman und Humphrey Bogart, Filmidole des vergangenen Jahrhunderts, weise ich stellvertretend die Erinnerungsfiler zu und verdeutliche damit ein wenig mehr deren inhärente Komplexität.

„Schau‘ mir in die Augen, Kleines!“ sagt Rick (Humphrey Bogart) zu Ilsa (Ingrid Bergman) in dem Kultfilm „Casablanca“ aus dem Jahr 1942. Der Film verkörpert Zeitgeschichte mit Melodramatischem: Vichy-Frankreich, freies Frankreich, Widerstand gegen Nazi-Deutschland in Marokko, eine unglückliche Liebe (Ilsa, Rick), die der Politik Tribut zollt. Abgesehen davon, dass der Spruch von Rick heute als absolut machistisch bewertet wird, ist der Streifen ein kulturelles Muss für Cineast*innen alter Prägung. Jungen Menschen bleibt die Ästhetik des Films, der Inhalt mehr fremd. Die aufbrausenden geschlechterklischierten Gefühle zwischen den beiden und das Primat der Politik drohen Ilsa zu zerreißen, während Rick gegenüber Ilsa fast die männliche Fassade aufrechterhält. Menschen, die den Film nicht kennen oder schlecht finden, erleben Gespräche darüber als Sand im Getriebe. Wenn sie wüssten, dass Bogart auf einer Kiste stehen musste, um Bergmann in die Augen sehen zu können, hätten sie sich – aber nur an dieser Stelle – köstlich amüsiert, weil das kulturelle Bild im Kopf einen großen Mann mit einer kleineren Frau erwartet. Der Macho Rick als kistenloser Zwerg, nein, das wäre ein anderer Film. Tränen und Sand müssten wir uns wahrscheinlich vor Lachen und Schütteln aus den Augen wischen. Welchen Sand?

Vom Sandmännchen? Wir alle haben im Sand gespielt und mit Sand gebaut. Unser erstes Buddeln definierte für uns erstmalig Sand und prägte das Gefühl für Sand und „brandete“ uns, das erste Maßverhältnis zu diesem Stoff ein. So verhält es sich ebenfalls mit der ersten bewussten Pleite um das Werben einer*s Freund*in, was zu einem peinlichen Erröten und innerlich überschäumender Scham führte, einem Film, einem Strand ... Zwischen den Generationen, Kulturen, Milieus stehen diese ersten Male unverrückbar gegenüber, weil die gesellschaftliche Rahmung die gesellschaftliche Ausgestaltung definiert. No sex until marriage zeigt sich heute bestenfalls als individuelle Haltung, als Muss in Religionsgemeinschaften doch gesellschaftlich fehlt in Deutschland heute eine allgemeine Tabuisierung, es sei denn wir schauen in die Religionsgemeinschaften der Muslime, Yesiden ... Temporäre Ungleichgewichte wie kulturelle Differenzen existieren mit vielen anderen Phänomenen in verbaler und visueller individueller wie innerkollektiver Differenz, Überschneidung und Parallelisierung.

Sprachbilder, Bilder jedweder Art, die alle einer emotionalen Grundierung unterliegen, lassen uns überhaupt nur in einer Gesellschaft bewegen, vor allem daran partizipieren. Kognition, die

grundsätzlich emotional kodiert ist, unterliegt sozio-kulturellen Prägungen. Dieses Inkorporierte weist den Weg, schafft Maßverhältnisse und Logik, so dass die individuelle Wirklichkeit zur sozialen Wahrheit werden kann. Unser Verhalten gegenüber einer*em Freund*in lässt uns im Dialog mit Gleichaltrigen von der eigenen Wirklichkeit (Blamage) zu einer übergreifenden Wahrheit (passiert halt) gelangen.

Kommunikation bekommt als Medium des Verstehens in meinen Ausführungen eine besondere Aufmerksamkeit, um in ihr mehr als nur Sprache zu verdeutlichen. Der Sprechakt bekommt über seine heimlichen Bestandteile Klarheit oder Diffusität. ‚Wir meinen uns zu verstehen.‘ (n. Gottfried Benn) Ich nähere mich ebenso der Frage, warum wir das wahrnehmen, was wir wahrnehmen. Dabei überzeichne ich manchmal durchaus bewusst mit bildhaften Ausdrücken, um alltägliche Kalamitäten hervorzuheben. Ein gemäßiger Konstruktivismus in Wort und Bild nimmt gesellschaftliche Verfasstheit auf. Je weniger dicht Menschen ihren Alltag teilen, desto weiter entfernen sich ihre Interpretationen zu identischen Fragestellungen. Wie kommunizieren unbewusst, bewusst Bild und Wort in der Spezies Mensch? Dazu gibt es ebenfalls Stoff, aus dem die chemischen Hirngespinnste sind. Das Beispiellose oder das Fremde bekommt ein neues Gesicht.

Durchschnittlich verwende ich bewusst weniger Sprachbilder in meinen anderen Veröffentlichungen, obwohl das schwer nachzuweisen ist, denn die deutsche Sprache strotzt davon. Die hier gehäufte und ostentativ gesetzte Bildsprache bedeutet eine „Hommage“ an das Thema und verdeutlicht zugleich, dass bewusste Stolpersteine durch Überhöhung entstehen, die Nachdenken hervorrufen. Schaubilder und Photos setze ich ein, damit sich eine weitere Ebene der Existenz von Alltagskonfusion und -klarheit in visueller und verbaler Hinsicht öffnet, die wir grandios mit unserem Wahrnehmungsapparat ausblenden können.

Die bisher herangezogenen Gedanken erfordern weitere wichtige Einlassungen. Bildern im Ich-Modus vor einem gesellschaftlichen Hintergrund sind die folgende Abschnitte gewidmet.

Bilderlose Fremdheit

Vom Sand zu Bildern über Sprache zur Relativitätstheorie mag es ein großer Sprung sein, doch everything is possible. Nicht wenige Kritiker*innen sahen Einsteins Ideen als Gedankengebäude zerfallen. Deren religiöse oder wissenschaftliche Motive haben schon kurz

nach der Veröffentlichung⁴ nicht mehr Substanz in ihrer Kritik, als der Sand zwischen den Fingern zerrinnt.

Für Fremde der theoretischen Physik fällt Einsteins Relativitätstheorie wie böhmische Dörfer aus. Wenn wir kein Bild im Kopf zur Relativitätstheorie entwerfen können, halten wir sie für zu komplex, idiotisch oder „ist mir doch egal“. Vor allem aber zeigt sie sich beispiellos, wir Durchschnittsmenschen sind ratlos, sehen gar unsere mathematische Fehlbarkeit mit grausigen Gefühlen aufleuchten. Ohne Beispielbild für das vergleichende Wie können wir nichts ad hoc begreifen, wir verwerfen oder verdrängen das Unfassbare. Ohne Anknüpfungspunkt sind wir bei Fremdem aufgeschmissen. Auf diesen Zusammenhang gehe ich weiter unter noch detaillierter ein.⁵

Wir können die Relativitätstheorie verstehen, wenn wir sie entweder erlernt haben, sie also in unser mathematisch naturwissenschaftliches Denken einbetten können oder wir haben ein Gerüst, an das wir anknüpfen können. Seltsam ist nur, dass wir im Alltäglichen ebenfalls ignorant sein können. Wenn wir über die Straße gehen, ohne zu wissen, wie sich Fahrzeuge aktuell zu uns verhalten, nutzen wir etwas, das wir meinen begriffen zu haben. Die Straße überqueren wir mit Augen und Gehör. Wenn wir nichts hören, gehen wir. Ein flüchtig geübter Blick zeigt uns, dass in der visuell wahrgenommenen Entfernung nichts droht. Elektroautos oder Elektrofahrräder liegen (noch) unter der habitualisierten Schwelle.



⁴ Die Veröffentlichung des 1. Teils der Relativitätstheorie erfolgte 1905. Der 2. Teil zur Allgemeinen Relativitätstheorie erschien erstmalig 1916.

⁵ Rassismus nimmt in den Köpfen der ihn Huldigenden einen anderen Weg. Mathematik, Physik, Chemie ... sind Bestandteil des schulischen Lernstoffs. Wir haben Erfahrungen mit diesen Fächern gesammelt. Gegenüber anderen Kulturen steht das Bessere der eigenen sakrosankt, also unantastbar, ohne diesen Weg des Fremden tatsächlich durchlebt zu haben.

Der Zauber der Kontextabhängigkeit steckt neben vielen anderen „Irritationen“ in allen Sinnen. Situativ entstehen differente emotionale und kognitive Interpretationen. Ziehe ich noch einmal den von mir erwähnten Rio Reiser mit einem seiner Songtext-Gedanken heran: ‚Das alles und noch viel mehr‘ (Rio Reiser). Kein Zitat, sondern ein leicht verkürzter Satz, denn das „Oh“ fehlt zu Beginn. De facto entsteht aus dem Ursprungsgedanken etwas Anderes. Das „Oh“ wirkt verstärkend, kann ironisch oder ernst gemeint sein. Durch Texteinrahmungen und Gesungenes werden erste Interpretationen vielleicht verworfen oder kommen gar nicht auf. Ein zunächst banaler Satz gewinnt plötzlich an Bedeutung, wird aufgeladen. Ob das sinnvoll im Sinn von „richtig“ scheint oder nicht, könnten im Prinzip nur Autor*in und Sänger entscheiden. Aber die kämen sicherlich ebenfalls ins Schwanken, wenn sie plötzlich eine für sie völlig „normale“ Zeile aus einem anderen Winkel betrachten sollten. Schließe ich diesen Einschub mit einer Banalität ab: Nichts ist, wie es ist. Ein Nicht gibt es nicht, wie ich noch zeigen werde, doch „es ist so“.

Beim Smartphone beherrschen wir nicht einmal diese Basics. Halten wir die Menschen, die uns vor Strahlung, Stress und fehlenden direkten sozialen Kontakten warnen, für vorbildlich? Hören wir denen überhaupt zu? Diese Fortschrittmiesmacher*innen sollten erst einmal bereifen, dass sie Auslaufmodelle repräsentieren! Alle diese „kuriosen“ Gedanken nehme ich in diesem Text wieder auf: Bilder, Sprachbilder, Hintergrund für Verstehen, Gesellschaft ...



Leser*innen erfahren ferner, wie Bilder wirken, wenn sie zu offensichtlich werden und wie wunderbar mit ihnen manipuliert werden kann, aber auch wir an ihnen vorbeigehen, ohne dass wir sie festhalten können. Was noch in der Auflistung fehlt, ist die Suche nach der Bereitschaft, sich überhaupt auf etwas einlassen zu können, dass fremd erscheint, denn das Fremde wandert als Bekanntes durch eine Generation, ein Geschlecht, ein Milieu während es für andere böhmische Dörfer charakterisiert. Ein verstecktes, verdecktes oder bekannt ignoriertes

Phänomen, nein ein Fakt, der eigentlich benannt werden sollte: „Generation, das unbekannte Wesen, Unwesen zwischen den Generationen“. Sämtliche frappierenden sozialen Differenzen geben dem der horizontalen Ungleichheit die vertikale hinzu. All das wirkt sehr komplex und nimmt in manchen Zügen die Gedanken zur Relativitätstheorie auf: Hopp oder top lautet die Devise: Ohne Mühe kein Gewinn lautet die Aufforderung. Einfach war gestern.

Bilder, Bilder

Bilder im Kopf und anderswo beherrschen unsere Gefühle und unsere Verständigung. Die emotionale und kognitive Interpretation von Bildern variiert zwischen Menschen in ihren Lebenswelten. Gemeinsames gewinnt an Dichte und damit Übereinstimmung durch Nähe. Emotion ist neurowissenschaftlich nicht vom Vorsprachlichen und Sprachlichen zu trennen, sie bildet die Basis für unsere Wahrnehmung der Welt. Sprachwissenschaftlich können innere und äußere Sprache künstlich getrennt werden, indem die innere emotionale Botschaft nicht kognitiv geöffnet wird. So ist beispielsweise unsere Haltung gegenüber einer Person negativ besetzt, doch wir sagen mit einem Lächeln „Ich freue mich, Sie zu sehen“. Nicht immer gelingt diese Verstellung ohne Auffälligkeiten, denn Mimik, Gestik oder Körperhaltung können gegenteilige Signale abgeben.

Sand ist eben nicht Sand, Meer ist nicht Meer. Sand, Sandkörner gibt es unendlich am Meer⁶. Die Metapher „Du hast auf Sand gebaut“ umschließt so etwas wie „gewonnen - zerronnen“, also eine schwer zu begreifende Größe hinter der die Pleite steht. Spielt das Materielle die Rolle oder eine geistige Leistung? Jedenfalls wird aus viel wenig. Das Meer, ein Medium der Sehnsucht, der Herausforderung der Angst scheint unendlich: Die Metapher „Mast- und Schotbruch“ bekamen Segelschiffe vor den „Dampfern“ mit auf den Weg, „Hals- und Beinbruch“ die Skifahrer*innen. Das Bild hinter dem Bild wandelt sich materiell oder ideell, bleibt vielfach überdauernd, verschwindet oder bekommt einen neuen Anstrich. Zwischen dem Ursprung und dem aktuellen Verständnis entsteht eine Bedeutungsverschiebung, so dass mir beim Schreiben die Decke auf den Kopf fallen könnte, weil die Enge des Zimmers meine Kreativität erschlage. Eine Metapher (z.B. „Du hast auf Sand gebaut“) wandelt sich ebenfalls, wie alle Begriffe, im Sprachgebrauch.

⁶ Ein*e Mathematiker*in spräche von x^n . Das bedeutet, dass die Mathematik davon ausgeht, dass die Zahl der Sandkörner endlich ist. Das stimmt, doch im Alltag spielt diese Begrenzung keine Rolle, denn sie ist nicht zu fassen. Sand ja, aber die Menge liegt im Beispiellosen. Das ist bereits das erste Merkmal einer Metapher. Sie fällt nie so aus, wie das Original, das sie ursprünglich prägte, denn Mengenvorstellungen wandeln sich im Laufe der Jahrzehnte. Sie ist aus einem ursprünglichen Zusammenhang gerissen und sprachlich aufgeladen.

Unsere Bilder im Kopf fallen nur äußerst selten fertig „komponiert“ aus. Die Vorstellung darüber zeigt das Gegenteil. Eine gewisse Ähnlichkeit mit Traumbildern existiert mit der unklaren Klarheit. Beide Bilder bleiben abstrakt und sind nicht unbedingt von realen Abbildgedanken getragen. Der gemeinsame Ursprung liegt in ihrer emotionalen Entstehung. Das Trennende liegt in der Verarbeitung der Realität im Schlaf, zu der wachen Konstruktion der Tagbilder. Beide aber schöpfen aus dem nahezu Unerschöpflichen des Gehirns und treffen auf eine Synapse, die „verschüttetes“ preisgibt. Die sprachliche Verfertigung dieser Bilder führt zu einer sprachlich verkürzten Interpretation. Die verbalisierbare Welt, die wir aufnehmen bzw. bewusst verarbeiten, fällt in ihrer Begrenztheit weit hinter die Vielfalt der Emotionen zurück.

„Schuster bleib‘ bei deinen Leisten.“ „Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen.“ „Du hast nicht alle Tassen im Schrank.“

So ist es, wie erwähnt, mit allem, was uns im Kopf bewegt. Viele Gefühle und Bilder konkurrieren mit der inneren Sprache. Die Sprache fußt auf emotionalen Bildern, die kognitiv erfasst werden müssen, um sie verbalisieren zu können. Als Kinder werden wir in eine Sprache hineinsozialisiert, die Sand zu Sand werden lässt. Der weit größere Teil unserer Wahrnehmung bleibt emotional. Erst das Sprechen „über“ schafft im kognitiven Sinn Verständigung. Beleuchte ich dazu den Begriff „Metapher“. In der Neuropsychologie bedeutet „Metapher“ etwas Anderes gegenüber den Sozial- und Geisteswissenschaften: „Blass vor Angst.“ Sich gelähmt fühlen oder „Mir steigen die Haare zu Berge“, werden zum Teil schon vor dem Eintreten („Ich muss jetzt durch den dunklen Wald gehen.“) emotional hervorgerufen. Das sind körperliche Reaktionen, die im Zusammenhang der Neurowissenschaften „Metaphern“ sind. Ein Gefühl findet den Umbruch in einer körperlichen Reaktion. In den Geistes- und Sozialwissenschaften entsteht das Bild aus einer ursprünglich eher gegenläufigen Füllung. Diese allgemeine Beschreibung, die im Laufe des Textes noch näher beleuchtet wird, reicht als Erklärung noch lange nicht hin, denn Sprache existiert nicht ohne Bilder. Diese Bilder geben uns die Idee, dass wir objektiv seien, denn wir reflektieren nur selten mit, dass, um es mit einem Wortbild zu fassen, wir aus anderen „Ställen“ kommen.



Gender, Alter, kultureller und sozialer Hintergrund, allgemein Diversity prägen Interpretationen oder Verwendungszusammenhänge. Die Sandkörner liegen dicht beieinander, die nächste Flut kann sie trennen. Das Meer in Nord- oder Südeuropa besteht aus unterschiedlichen Salzsättigungen, die Temperatur, die Farbe, der Fischbestand ... differieren. Die Südeuropäer*innen verstehen das Meer anders als die Nordlichter. Das aber sind Vergleiche und keine Metaphern, können jedoch sinnverschiebend oder karikierend ausfallen. Menschen, die am Meer wohnen, erleben das Meer als alltäglich, für die Binnenbevölkerung gibt es differente Näherungen. Ob das Meer dunkelblau oder schwarz scheint, hängt vom Farbenlernen als kulturellen Definition ab. Der Sand fällt weiß, gelb, schwarz, grobkörnig, fein, nass, warm, kalt oder heiß aus, so dass Sand nicht Sand ist; Kies und Steine verschaffen ebenso ein anderes Fühlen für die nackten Füße oder Traum- und Alptraubilder vom Urlaub. Sonne, Regen oder Wolken schmeicheln oder irritieren die Haut, wenn wir Bilder sehen. Unsere Emotion führt uns durch das Dunkle der Nacht. Der Mond scheint. Der Schein kann sich auf das Verb „scheinen“ beziehen oder durch den Betrachtungswinkel bestimmt werden. Einige denken vielleicht an „Geld-Schein“ oder „Sonnenschein“ oder haben „Erscheinungen“.

Vielfalt – als Gegenteil von Einfalt – kann vieles charakterisieren. Wir gebrauchen und brauchen Metaphern, bildhafte Ausdrücke, Vergleiche, dabei merken wir oft nicht, dass es sich um solche im Sprechakt handelt. Bilder pflastern unsere Sprache, sind unser Lebenselixier, steigen aus dem Gestern empor und finden längst nicht alle Eingang in die Windungen der menschlichen Oberstufe. Die Sprache besteht aus wesentlich mehr Bildern als wir ahnen. Wenn jemand die Möglichkeit hätte, uns Rio de Janeiro zu zeigen, ergäben sich weitere Konnotationen als durch uns bisher bekannte Strände. Das „Wie“ blühte auf, weil plötzlich Ipanema, Copacabana zu unseren Vergleichen gehören. So heben wir etwas gedanklich hervor, ohne es in seiner Tragweite zu erfassen, denn in Camps Bay, Plettenburg, Balitto, Achill Island und anderswo gibt es ebenfalls wunderschöne Strände. Nicht nur der Faktor des möglichen Angeben-Könnens steigt mit Erweiterungen im kognitiven Sinn, sondern wir haben emotional unsere vergleichenden Erinnerungsbilder vermehrt.

Allein die Überlegung, dass wir beim Lesen aus Buchstaben Bilder geformt haben, bleibt uns grau in grau. Nehmen wir an, wir kennen Kontinente und stoßen überraschend auf das Wort Kontingenzen, das wir vielleicht bisher nicht kennen, fangen wir wieder an, aus den vielen kleinen Bildern, Buchstaben genannt, ein Bild zu formen. Phonetisch stolpern wir gern über solche Fallen der Ähnlichkeit. Unser Versprecher blamiert uns, wir fühlen uns vorgeführt. Wir neigen in der Folge zum Stottern, unser Kopf errötet. Die neurowissenschaftliche Metapher tritt zu Tage.

Sprache transportiert den vornehmlich kognitiven Teil der Kommunikation, damit sich Menschen ausdrücken und verstehen können. Bilder (gemalt, photographiert etc.) sind Abbildungen und Ausdruck von Produzent*innen in meist subjektiver Absicht, die von Rezipient*innen emotional und/oder kognitiv aufgenommen werden. Sprachbildern liegt ein tatsächliches Bild zugrunde, das bildlich, auch figürlich charakterisiert, um einen konkreten Sinn in einer Situation zu transportieren. Bei Metaphern wird ähnlich wie bei Sprachbildern ein Sinn mit einem Bild übertragen, doch kommt bei der gedanklichen Implementation ein anderer Bedeutungszusammenhang hinzu. Oder haben wir nicht „alle Tassen im Schrank“? Symbole sind Sinnbilder für Handlungen oder hervorstechende Eigenschaften von Menschen oder Gegenständen, die analog für vergleichend Gedachtes stehen. Ein Icon stellt so etwas wie ein Symbol im Digitalen dar. Es bildet ebenfalls eine verkürzte Botschaft ab, die auf einer Schaltfläche anzuklicken geht. Im Smartphone werden sie zu vereinfachenden Symbolen, um häufige Gefühlsausdrücke (Emojis) verdeutlichen zu können. Beiden gemein ist, dass sie meist unabhängig voneinander aufgeladen und entladen werden. Ein Piktogramm kann sowohl ein Bild oder ein Symbol verkörpern.⁷



Eine inhaltliche Verwirrung kann durch die Übertragung von Begriffen aus einer anderen Sprache oder einem anderen Sinnzusammenhang entstehen. Ikonologie oder iconology sind begrifflich letztlich wie auch Ikonographie und iconography identisch, vom Schreiben her sehr ähnlich, aber durch das begrifflich dominante Icon, das aus der Informatik stammt, verlieren die eher theoretischen Begriffe in der alltäglichen Sprachverwendung an Tiefe. Die Ableitung erfolgt über einfaches Wie, das die dahinterstehende Komplexität abschneidet. Ein

⁷ Diese Gedanken finden sich inhaltlich im 2. Teil wieder („Ohne Zwischen keine Erkenntnis“).

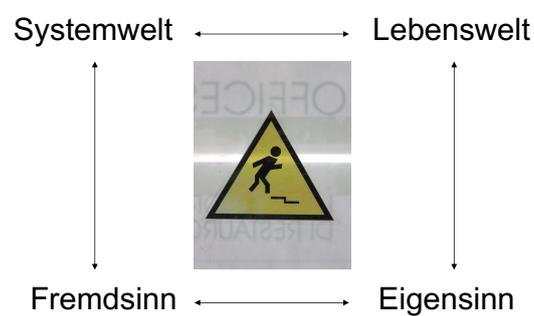
Phänomen, das aus einem subjektiven Sprachverständnis, dem Auseinanderfallen von subjektiver Interpretation und lexikalischer Bedeutung bestens bekannt ist – aber in der Regel subjektiv übersehen wird.

Sinnwandlungen kennen wir ebenfalls aus dem Alltag. Wenn es etwas im Überfluss gibt, wird es uninteressant. Wenn es zu wenig gibt, entsteht Neid. Das Teure bekommt eine weitere Note: In einem Luxusgeschäft hörte ich die Geschäftsführerin sagen, dass die Kund*innen, die bei ihr kauften, die Kleidungsstücke nicht bräuchten, sondern sie sich gönnten, weil sie es schön fänden. Die Bilder, die Menschen mit Überfluss im Kopf haben, besitzen einen anderen Blick als die ökonomisch Ghettoisierten, weil sie einem ökonomisch begrenzten Blick huldigen müssen. Die einen frönen der Konsumwelt, die für andere eine Traumwelt bilden kann. Der Möglichkeitssinn konnotiert die Wahrnehmung – vor allem deren Richtung. Entweder wir können im Zuviel „baden“ oder „Die Trauben hängen zu hoch“. So viel zu den möglichen Ausuferungen des Themas Vielfalt. Mit einem Gedanken zur Abgrenzung von Vergleich und Metapher endet dieser Abschnitt. Das vergleichende Wie (Du siehst aus wie ... Mein Auto hat so viel PS wie ...) bildet keine Metapher; sie kann höchstens hintergründig vorhanden sein. „Den Job an den Nagel hängen“ weist in den übergeordneten anderen Verwendungszusammenhang, der des direkten Vergleichs enthoben ist. „Du ähnelst meiner Schwester.“ „Du hast die Augen von ...“ sind hingegen wieder Vergleiche.

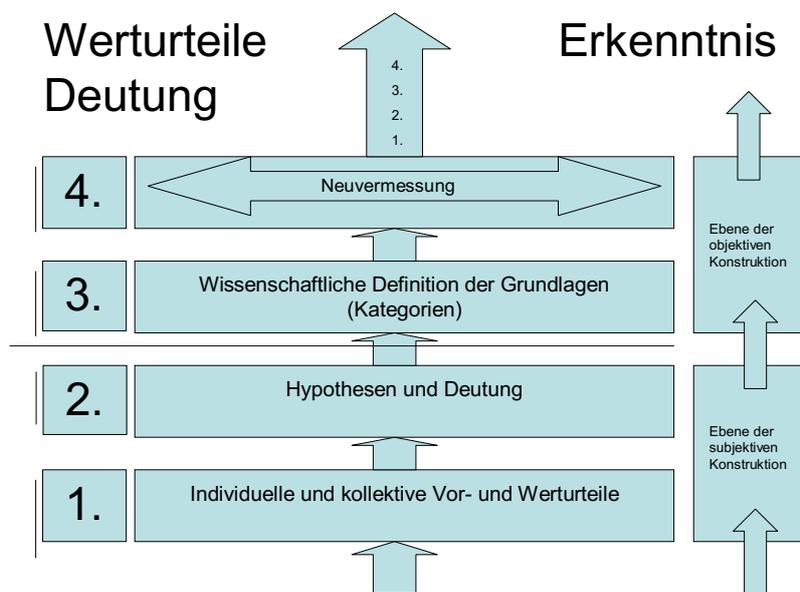
Diese Gedanken zu Sprache, Bildern und Gesellschaft ließen sich unendlich fortsetzen, so dass zwischen ökonomischen, kulturellen Welten sich nicht nur Gräben auftun, sondern Welten klaffen. Gesellschaft, Kultur und Sprache lassen sich drehen und wenden, überraschende Ähnlichkeiten ergeben sich wie plötzliche Fremdheiten. Dialektik lässt sich als Begriff heranziehen, um zu verdeutlichen, dass unser „Wie“ immer ein anderes Bild braucht, um Neues mit dem Alten als tatsächlich Neues konkret werden zu lassen. Viele Menschen wissen nicht, was Dialektik bedeutet, sie haben „nur“ (was ich nicht als Problem sehe) das Problem, dass Dialektik für sie beispiellos ist, sich nicht ad hoc bildlich entwickeln kann, weil z.B. die Näherung über „These“ nicht existiert. Über den Begriff der Ambivalenz wäre ein anderer erster Schritt getan: Irgendwie ähnelt Dialektik der Ambivalenz, der erste Teil der begrifflichen Vereinnahmung wäre geschafft. Sozial Differentes fließt in Gesellschaftliches ein. Unsere von Bildern unterwanderte Sprache lebt mit dem Verhältnis von Emotion und Kognition. Unsere bebilderte Wahrnehmung schillert vor der uns zugänglichen Leinwand unserer ureigenen Geschichte.

Für ein mögliches Verständnis, um anderes Leben dechiffrieren zu können, bilden folgende Schaubilder eine gute Möglichkeit. Voraussetzung für das Verstehen anderer Menschen sind wir selbst.

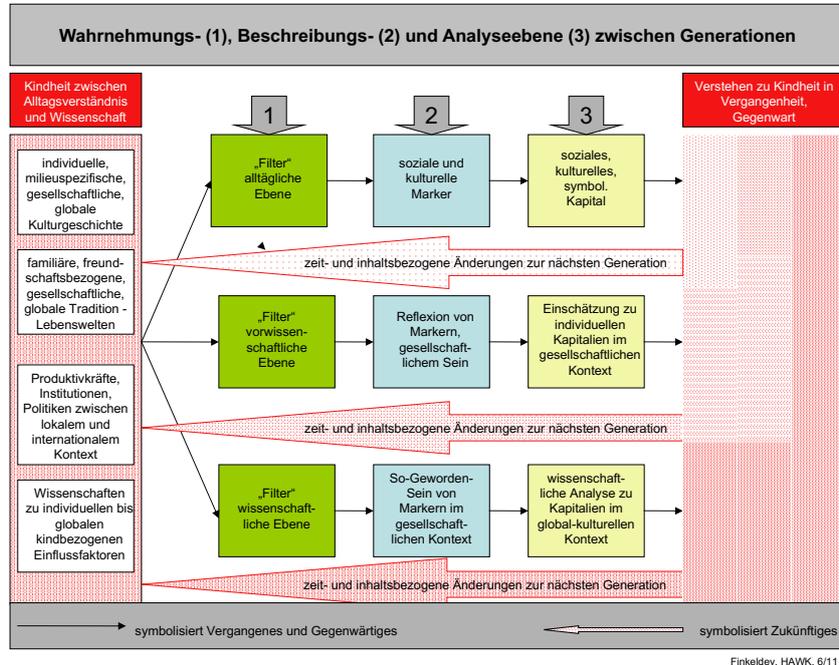
Also müssen wir mit uns beginnen, unsere Vorurteile – soweit es uns überhaupt möglich ist - in ihrer Genese verstehen, sie in ein Fremdverstehen einbetten, den Rückgang der Lebenswelt gegenüber der Systemwelt aufnehmen und dabei schonungslos auf den Spielraum unseres tatsächlichen Eigensinns kommen. Das ist Thema des nächsten Schaubilds (Systemwelt etc.)



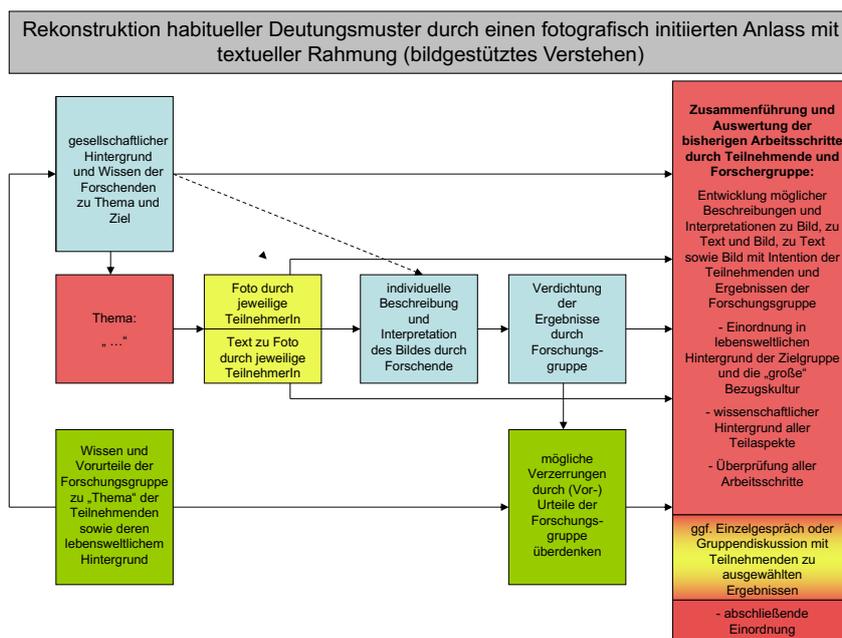
Das folgende Schaubild (Werturteile usw.) nimmt diese Frage noch einmal unter einem anderen Blickwinkel auf. Wie gelangen wir methodisch gesehen von vermeintlicher Objektivität, die wissenschaftlich gesehen höchst subjektiv ausfällt, zu objektivieren Aussagen.



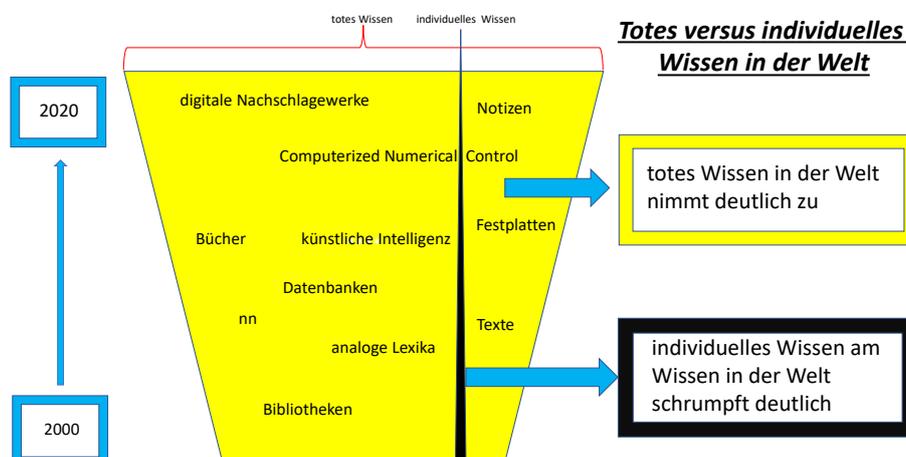
Das dritte Schaubild (Wahrnehmungsebene etc.) nimmt die generationalen Differenzen in den Blick, indem nach Vorwissen zu einzelnen Bereichen, vor allem temporär verdeutlicht wird, dass das Gestern nicht einfach auf das Heute übertragen werden kann.



Das vierte Schaubild hebt die Rekonstruktion von Lebensverhältnissen durch Sprache und Bild auf das Tableau. Wie kann es gelingen, Menschen so zu verstehen, wie sie sich selbst annähernd sehen?



Die letzte Folie vergegenwärtigt ausschließlich die schematisch quantitative Seite des Wissens. Das Wissen in der Welt entfernt sich sekundlich weiter von dem Wissen, was Individuen aufnehmen können. Werturteile bilden auch hier wieder den Schlüssel zur Erkenntnis, denn das Ganze konnten oder können Menschen nie in ihrer Lebenszeit erfassen. Ein Mosaikstein reicht dennoch bei weitem nicht, um sich dem Problem zu nähern. Klassische Managerfähigkeiten nehmen heute nur ihren Mosaikstein in den Blick, weil sie ihr Produkt verkaufen und nicht in aller Tiefe analysieren sollen. J. Robert Oppenheimer, ein „Vater“ des us-amerikanischen Atomprogramms „Manhattan Project“ (Ende der 1930er bis 1945) zählte als ein Physiker mit Fachwissen, der andere Wissenschaftler für ein gemeinsames Projekt das Spezielle hervorbringen lassen konnte. Ein Wissenschaftler mit enormen Breitenwissen aus den angrenzenden Forschungsbereichen brachte die notwendigen Mosaiksteine für eine Atombombe zusammen. Nun hatte er mit einem unberücksichtigten Mosaikstein ein „Problem“, das er sich nach den Atombombenabwürfen auf Hiroshima und Nagasaki aufgrund der Folgen gegen diese Bomben wandte. Ähnlich wie Albert Einstein kam dem theoretischen Physiker J. Robert Oppenheimer diese Einsicht zu spät. Die Bombe war theoretisch konstruiert, damit in der Welt der sich gerecht Nennenden und kann als ein Mosaikstein des Wahns alles zerstören. Um den Klimawandel einigermaßen noch aufhalten zu können, muss das Nebenfolgenwissen aller möglichen Produkte mit ihren Gefahrenpotentialen apriori erforscht und als Produkt, wenn nicht-lineare Wissenslücken auftreten, ethisch gestoppt oder zumindest wissenschaftlich begleitet werden, um einer physischen, aber auch psychischen Zerstörung à la FCKW, Atombombe, AKW ... den Boden zu entziehen. Das Bild der Atombombenabwürfe kann bisher nicht mit dem gewohnten Fortschritt der weltweiten Industrie mit ihren gierigen Haben-Wollenden konkurrieren. Dieses Szenario bleibt in der Welt. Das Schaubild könnte durchaus vermitteln, dass wir täglich dümmer werden, obwohl Einstein und Oppenheimer davon wohl schon Teile für sich realisierten, obwohl sie genial waren.



Menschliches Chamäleon

Ein Chamäleon wechselt die Körperfarbe, passt sich der Umgebung an, um nicht in Erscheinung zu treten. Faszinierende Bilder laufen ab, wenn die Camouflage in Gang kommt. Verstecken vor möglicher Gefahr, Wandel zur Astfärbung, auch um Fressfreuden mit der herauschnellenden unendlich lang scheinenden Zunge versteckt wie zielgerichtet zu verschlingen. Seine Augen können 360° erfassen, um all das und noch viel mehr zu bewerkstelligen. Verstecken, Übersehen-Werden-Wollen, zielgenaues Fokussieren. Die*der Erste am Fressstrog zu sein, gehört zum Repertoire menschlichen Verhaltens. Manchmal wollen wir unsichtbar sein, wenn Unangenehmes droht, manchmal zelebrieren wir das chamäleonartige Umgebungsangleichen, manchmal filtern wir etwas aus der Umgebung heraus, manchmal wollen wir eine Hollywooddiva sein oder ein Pferd reiten.



Im Aufnehmen von Eindrücken weist das Changieren eine filternde Seite auf. Wir verarbeiten nur wenig von dem, was uns begegnet, nehmen nur Bruchteile bewusst wahr, Altes wird bestätigt, Neues neugierig oder angstvoll aufgenommen oder übersehen. Stimmungen leiten extrem die Intensität unserer Wahrnehmungen. Bisher nicht erlebte (Sprach-) Bilder haben im Gehirn keinen bewussten Anker, so dass bei eventueller Doch-Bewusstwerdung „Unruhe“ entsteht. Neues wird auf die Ebene des Verstehens gehoben oder unterliegt dem Verdrängen, so dass es wieder latent verschwindet. Wahrnehmung wird nur dann rational gesteuert, wenn wir gezielt etwas suchen, das uns bewegt oder wir durch einen Impuls darauf gestoßen werden. Selbst Temperaturschwankungen und Wind rufen Bilder in uns hervor. Was passiert

bei uns emotional bei der Konfrontation mit Bildern und Texten? Selbst diese Reaktionen können schon wieder metaphorisch ausfallen, wenn Unerwartetes uns gefühlsmäßig bewegt, uns schreckhaft aufbäumen, uns gefühlsduselig freuen oder spontan tanzen lässt – innerlich, äußerlich oder beides im Einklang ... einfach so emotional erregt. Dieses Spontane, Unüberlegte fällt in den dargelegten Metaphernbegriff der Neurowissenschaften hinein. Bei monumentalen Bildern von Anselm Kiefer mit der oft wiederkehrenden Verarbeitung seiner familiären Kriegsvatergeschichte erregen wir uns freudig, staunen ob der monströsen Kunst, flüchten vor dem Begreifen der Bilder, ehe wir sie in ihrer Komplexität erfassen können. In diesem zunächst rein emotionalen Prozess sträuben sich uns die Nackenhaare oder die Härchen auf den Armen richten sich auf ... wenn wir dafür Eingangskanäle haben oder Lustangst ob des Unbegreiflichen. Wenn wir keine Bilder für die Bilder in uns spüren, mögen sie ganz schön sein oder dem „Was-Soll-Das“ zugehörig werden. Vermeidungsverhalten, wie der Kiefer ist ein Idiot, basiert ebenfalls auf Emotionen.

Bildlosigkeit – ein Irrtum

Metaphern, Bilder oder Sprachbilder finden sich in allen Wissenschaften und in der Folge ebenso im Alltag. Der in dieser Publikation gewählte Zugang zu Metaphorischem und rein Bildhaftem bezieht sich in erster Linie auf die Soziologie. Dennoch enthält die thematische Fassung von Metaphern oder Photos beispielsweise philosophische, linguistische, literatur- und neurowissenschaftliche Näherungen und mehr, die unbedingt erforderlich sind, weil sonst wesentliche Bausteine des Verständnisses fehlten. In der Alltäglichkeit dieses Phänomens spielt die Trennung nach disziplinären Analyse Kriterien kaum eine Rolle, doch determiniert die Priorisierung einer Disziplin das Ergebnis der dann herangezogenen Bezugswissenschaften. „Nur wenn die Wirtschaft läuft, können wir uns das Soziale leisten“. Ein Glaubenssatz der herrschenden Ausformung von ökonomischem Denken, dessen inhärente Logik determiniert. In dieser Logik steckt deutlich formuliert, dass weltweites Wirtschaften mit all den Menschenrechtsverletzung wie auch Umweltzerstörungen korrekt sei. Ein darin enthaltenes logisches Tabu, das uns unser Hemd am nächsten sein lässt. Wir wollen halt nicht anderen Menschen aus der Hand „fressen“. Der Herr gibt es den Seinigen.

Ein weiteres eklatantes Verständnis oder Missverständnis von Metaphern ruft soziokulturelle Differenzen mit Generationsspezifika, Gruppenegoismen wie auch die emotionale Seite der Identität hervor (Umsetzungen von emotionalen Metaphern als Ausdruck von Reaktanz – z.B. Schwitzen bei Angst). Warum bei Metaphern aus vornehmlich soziologischer Sicht Irritationen, Bestätigungen oder Unverständnis die Folge sein können, versinnbildlichen kultur-

zielgruppen- und bildungsspezifische Hintergründe. Die Grundlage einer jeden Interpretation als Zustimmung, Verwerfung oder Dazwischen fußt kulturübergreifend immer auf deren spezifisch ausgeformter Emotionen, die in ihrer Wirkweise soziokulturell und darin individuell gefärbt auftreten (Ich im Wir). Metaphern und konkrete Bilder stehen wahrnehmungsbezogen in einem fließenden Übergang von Atheoretischem zu Theoretischem. Oder: Die Aufnahme von Metaphern und Bildern schwankt individuell herausgeschält zwischen emotionaler Irritation und eiskalter kognitiver Analyse, die dennoch im Ursprung vorsprachlich – also emotional - ausfällt. Warum sind wir für die Briten immer noch die „German Tanks“ oder hören in weiten Teilen Lateinamerikas für uns „Gringo“? „Kartoffel“, „Boche“ oder umgekehrt für Angehörige anderer Kulturen ...

Differente Bildhaftigkeit umreißt auf praktische Art und Weise die Aussagekraft von Bildhaftem, gibt den theoretischen Ausführungen ein praktischeres Gesicht. Ein großer Unterschied zum Alltagsgeschehen liegt in der Eroberung des Fremden. Das vergleichende Wie entfällt in vielen Bereichen, so dass durch Annäherung Abstraktes erst im Kopf bildhaft wird. Diesen Prozess nenne ich die Eroberung des abstrakten Wie im Prozess zunehmender Erkenntnis.



Das Bild des Wie braucht zunehmend deutlich weniger Konkretion, um andocken zu können. Die Umsetzung nimmt wissenschaftlich kodiert differente gesellschaftliche Problemstellungen auf und färbt sie theoretischer. Der Effekt zeigt zu Beginn mehr atheoretische Wirkungen, weil „nur“ der emotionale Hintergrund zu Bildern und/oder Methapern mitschwingt. Eine gewollte Massierung von theoretisierenden Metapherngruppen oder anderer bildhafter aufgeladener Sprache kann eine Dynamik gewinnen, die vielfach verkannt wird. Ein Prozess, der wieder in den Alltag zurückkehrt, arbeitet mit ähnlichem – nur hier deutlich massiver auf emotionalem

Vorstellungsvermögen: Marketingstrategien oder konkrete Werbung strotzen davon. Schuhe oder Marke lassen mich sportlich, auf der Höhe der Zeit sein, erhöhen mich „religiös“, geben mir Identität. Parfum, Kleidung, Autos ... alle schwindeln das Blaue vom Himmel herunter und überzeugen uns faktisch ... wir kaufen. Aus Wortbildern werden orientierende Bilder, die in der verbalen Rezeption wortgewaltig werden. Konnotationen werden an Bildhaftem angelegt. Frische und Meer stehen als Duft für Parfum, wenn das Bild durch Wiederholungen eingehämmert ist. Freiheit mit Flugzeug stand für eine Zigarettenreklame. Autos im Grünen stehen für wenig Emissionen. Photos sind freier und offener als Buchstabenfolgen in einer Überschrift, aber auch einengender, wodurch der Wiedererkennungseffekt bereits mit einem kurzen Blick hergestellt wird. Das Setting scheint bedeutend. Ein guter Roman evoziert in uns eigene Bilder, ein Film zum Roman nimmt den Lesenden eigene Bilder weg und bietet andere an. Der Sinn des Films ohne den Text zuvor wäre ein anderer, aber die geistige Übung des spielerischen Nicht-Kennens, temporären Vergessens des Vorherigen, das Ignorieren von eigener Vorerfahrung eröffnet Filmen wie Photos eine Dimension, die sie sonst nie bekommen würden. Umreißen sie tatsächlich eine Geschichte oder stehen sie nebeneinander, weil die innere Sprache, der Text der Interpret*innen nicht sprudelt? Der Film bietet eine Geschichte an, die teilweise sogar unbeabsichtigt – wie vieles andere auch - in die eigene Biographie eingeflochten wird. Einem Photo von Sebastiao Salgado allein müssen wir unsere Geschichte geben, weil wir nicht von laufenden Bildern mitgenommen werden. Es sei denn wir kennen die Geschichte hinter dem Bild.

Nur wenige Bilder weisen kein Punctum, einen Teilausschnitt, der das Auge einfängt für Betrachtende auf. Ein wirkmächtiges Teilmotiv kann so ausfallen, dass es allein eine Geschichte evoziert, so dass das dessen Überbordendes eine Beziehung zum Gesamtphoto verhindert. Oder sind einzelne Motive so banal oder überladen, dass sie emotional keine Geschichte initiieren? Eine weitere – hier die letzte Variante – könnte über Cartier-Bresson – ‚mein Eingangskanal sind Bilder‘ – oder das Gegenteil – Buchstaben sind meine Bilder - angelegt sein. Gleichsam können wir uns auch der Frage widmen, ob Photos wirklich inhaltlich anders ausfallen, wenn das Sujet, das Punctum, das Wie, die für uns enthaltenen Metaphern (suchendes) Wohlgefallen hervorrufen.



Offenes in Text, Bild, Photo und Film evoziert ein Leben mit kontingenten Beschreibungen, Erklärungen, Analysen. Ein solches Konglomerat stößt viele Menschen ab, weil sie in geschlossenen Kreisen denken und leben. Das offene Ende wie in Brechts Theatertheorie und -praxis, bedeutet nachdenklich nach Hause gehen zu müssen: Lösungen werden den Zuschauenden überantwortet. Die reinigende Wirkung der griechischen Tragödie bleibt aus (s.u.). Eine letzte endgültige Antwort kann es im komplexen Sein nicht geben.

So ist ein Bild nie ‚fertig‘, Literatur bewusst offen wie das Cinema. Wer das Gegenteil behauptet, fällt der Metapher „doof wie ein Brot“ anheim. Doofheit oder Dummheit setzt voraus, dass jemand die zu beurteilen Materie aufgrund des Lebens- und Bildungswegs kennen müsste. Insofern kann bildlich gesprochen der dümmste Mensch klug und der klügste dumm sein. Die Emotionen zum ‚doofen Brot‘ ‚definieren‘ die Differenz zur Unwissenheit.

In jüngerer Zeit gewann die Präsentation von (wissenschaftlichen) Ergebnissen aufgrund des Digitalen an Gewicht. Präsentationstechniken ermöglicht der Laptop zu Hause. Wir brauchen kein Episkop mehr, keinen Overheadprojektor. Das erste ist zu umständlich geworden, weil wir ohne Mühe scannen können, das zweite war mühsamer und weniger professionell, wackelte und rutschte auf der Glasscheibe. Der Siegeszug von PowerPoint nebst Weiterentwicklungen zeigte sich gigantisch. Plötzlich konnte fast jeder Mensch das Niveau von Graphiker*innen erreichen. Das Internet mit unseriösen wie seriösen Quellen lässt sich einfach einfügen. Viele Informationen finden sich blendend verpackt in Lern- und Lehrsequenzen. Die Vielfalt des Internets, das Erstellen von Präsentationen kosten Zeit, weil die Information in die Präsentation optisch passen muss. Bilder und Filme gewannen zudem die Oberhand. Marx' „Das Sein bestimmt das Bewusstsein“ bekommt eine Neudefinition

hinzu: „Der Schein bestimmt das Sein“. Deutlich bessere visuelle Präsentationen blendeten das Auditorium, das eigentlich jetzt „Visualitorium“ heißen müsste, so dass die Inhalte unbewusst hinten herunterfielen. Das perfekter werdende Anschauungsmaterial suggerierte eine Tiefe wie Nike uns sportlich wirken lässt, wenn wir die entsprechenden Schuhe tragen (s.o.). „Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen“, der das „Alte“, die inhaltliche Tiefe, mit dem Neuen, „Oberflächlichkeit“ durch Blendung, in Einklang bringen kann. Sicherlich könnte das relativ einfach erreicht werden, doch die soziale, kulturelle und technische Beschleunigung (Hartmut Rosa) karikieren es, denn Manager*innenfähigkeiten stehen höher im Kurs als tiefe inhaltliche Erkenntnis. „Lieber einen Spatz in der Hand als eine Taube auf dem Dach.“

Heimliche Sinnproduktion im Alltag

Fernsehanstalten quellen über von Quizsendungen, Liebesromanzen, Krankenhausserien und Krimis. „Ich weiß alles“, werde „Millionär“, der „Mörder war immer der Gärtner“. Bachelor und Bachelorette hüpfen liebenstrunken über den Bildschirm, sie wollen ihre Gefühle sprechen lassen. Quiz und Romanze prägen – gleichsam der Krimi - die laufenden Bilder. Wollen wir endlich unsere Liebesbedürftigkeit unseren Hass auf dem Sofa leben? Mitfiebern, Mitträumen, Schadenfreude, Häme, Mord, Blut alles wird bedient. Gefühle – von Vorerfahrungen genährt - schalten und walten in uns. Diese Emotionen finden wohliges Aufwühlen oder umgeleiteten Hass, denn das Happy End wird kommen, unsere Stimmung die gewollten Wallungen hervorbringen. Im Quiz möchten wir vorsagen, freuen uns, nicht dort zu sitzen, trotzdem wollen wir gewinnen, die Romanze lässt uns mitfiebern, aufbäumen, enttäuschen, auf der siebten Wolke schweben, der Krimi stülpt uns Angstlust über, unsere Emotionen geraten temporär in Aufruhr. Unsere inneren Bilder werden mit der Fernbedienung oder den Daumen bedient. Einfach schön und abstoßend. So ist das Leben. Dann können wir beruhigt ins Bett gehen. In der griechischen Tragödie gibt es die Katharsis, die reinigende Wirkung. Die haben wir stellvertretend erlebt, können davon träumen und uns auf das nächste Sofaereignis freuen. „Der Mörder war immer der Gärtner“ oder „The answer is [not, LF] flying the the wind“.⁸ Die

⁸ „Der Mörder war immer der Gärtner“ - Titel eines Lieds von Reinhard Mey aus dem Jahr 1971. Bob Dylans Titel „Blowing in the Wind“ verneinend (is not blowing) gewendet. Nicht nur die hier genannten Titel – mit Betonung bei Dylan - schreiben für viele Menschen Geschichte, bringen neurowissenschaftliche Metaphern (wohlfühlende Aktivität, bescheuerte Lähmung) hervor und/oder formen aufploppende (unscharfe) Bilder aus der Emotion in die (Vor-) Kognition.

Ein Spiel mit Kindern, die während einer langweiligen Autofahrt aus den Nummernschildern der sie überholenden Fahrzeuge Sätze bilden sollen, beschreibt das Aufploppen von (absurden) Kombinationen. Also: **HH-PH ... Hase Holt Plüschtiere Heran**. Wir sehen den ersten Buchstaben, schalten bildhaft-verbal auf „was passt dazu“ um, sehen den nächsten Buchstaben, wenn wir wegen eines schnellen Resultats nicht „blind“ werden, verschleiert vor Augen bis sich daraus neue Wörter entwickeln. Logisch ist das alles nicht, nur komplett assoziativ. Der eine Mensch kann es besser, der andere nicht. Durch Übung lässt sich das Gedankenspiel „professionalisieren“. Bei Diskussionsrunden liegt dasselbe Muster zu Grunde. Ein eingehender Reiz öffnet „irgendwie“ ein Fenster bei der*dem

Angebote der Streaming Dienste wie Social Media bauen auf dieser relativen Ghettoisierung auf und vertiefen diese. Ein immer größeres und breiteres Angebot mag für viele Menschen einen Reiz haben, doch formt es aus einem relativen ein hermetisches Ghetto. Zuschauer*innen, soziale Kommunikat*innen werden mit Lockangeboten angefixt und sollen bei diesem Stoff bleiben. Einseitige und eindeutig materiell geprägte Angebote erwarten und halten sie wie bei Google in der Blase. Wie sagen die Schwäb*innen: „Schaffe, schaffe Häusle baue.“ Für die Ceos und ihre Entourage: „Nur wer im Wohlstand lebt, lebt angenehm.“ Die „Schöne neue Welt“ (Aldous Huxley) strahlt mit bunten Pillen für den Schein. Für die, denen kaum die Sonne strahlt: „Besser arm dran, als Arm ab.“



Viele Zitationen fallen schief aus, transportieren an der Oberfläche scheinbar Neues, doch das vergleichende „Wie“ von Quiz, Romanze und Krimi reinigen uns. Das Kluge, Schöne, Grausame, Herzerwärmende lassen wir für uns ausleben, müssen nicht auf Sofa oder Sessel agieren. Oder handelt es sich um eine Anleitung für den Alltag? Für welchen Alltag, den der Anderen, den eigenen als inneres oder scheinbar kritisches Äußeres? Zunächst „reinigen“ wir uns, indem wir uns in einen Prozess begeben, der uns dem Alltag entfliehen oder ihn temporär vergessen lässt. Wagen uns nur äußerst selten rational oder kognitiv aus dem Sessel, tauchen lieber in die gefühlten Bilderwelten ein. Von Zeit zu Zeit ereignet sich ein richtungsweisender

Gesprächspartner*in, das zu einer passenden oder fehlgeleiteten Replik führt. Eine Grundemotion sucht und findet (oder nicht), evoziert eine moderate bis aggressive Antwort entsprechend des gegebenen, vor allem empfundenen Anlasses. Informationen schlummern im Hirn bis sie über synaptische Verbindungen geweckt und kombiniert werden. Wie und warum oder weshalb enthebt sich bisheriger Kenntnis. Formal sind Bereiche im Gehirn und deren „Verdrahtung“ bekannt, doch die Information selbst wandelt und windet sich im Dunkeln.

Kampf der Sinne: wegrennen, ausschalten, hängen bleiben. Unsere Emotionskurve kommt und geht im Hintergrund des Bewussten, „antworten“ können wir nur, wenn Impulse in aktives Handeln umgesetzt werden. Ansonsten liefern wir uns unseren behäbigen Sesseldasein aus: Euphorische bis dumpfe Gefühle bleiben, hängen sie von Sendung oder Stimmung ab, sei dahingestellt. Sie nur als inneres Grummeln „fassbar“, wahrscheinlich irgendwie verärgert. Im Stadium des Vorbewussten entscheidet oft inhärente Gewohnheit. Wir sind zunächst mit der emotionalen Entscheidung einfach zufriedener, glücklicher, doch ärgern wir uns vielleicht bald, mal wieder den Hintern nicht aus dem Sessel bekommen zu haben.



Oder sind wir schon völlig abgestumpft, so dass das Ambivalente schon lange hinter uns liegt?



Diese Beschreibungen bilden eine Alltagsgröße, denn dafür lässt sich eine weitere ganz einfache Erklärung benennen: Wir brauchen Entspannung (doch nicht immer) und vergessen bei der vor uns ablaufenden Gaukelei die Sorgen. Ein temporäres Ausklinken schafft ähnlich wie ein netter Plausch auf der Straße, Joggen durch den Wald, Shoppen für die Seele

Ablenkung oder einen Stimmungswandel, wenn dieser Wandel nicht die weite Lebensrealität umschließt. Die im Kopf produzierte Bilderflut hilft, unangenehme „alte“ Bilder temporär zu verschieben oder gar zu überschreiben. Eine pathogene Flucht kann, wie bei allen möglichen Suchtsubstanzen, eintreten und dramatisch anwachsen.

Demgegenüber schaffen Differenz und Dissonanz Vielfalt. Das heißt, dass grundsätzlich das Andere ein positives Mehr bedeutet und das Nicht-Stimmige, wenn es als Baustein in die Sinne eingegangen und reflexiv verarbeitet ist, Neues hervorbringt. Das Mehr kann nicht bestritten werden, das Andere schon. Wenn zu einer bestimmten Menge eine weitere hinzukommt, haben wir mehr. So verhält es sich auch im soziologischen Denken, doch wenn ich anders als in der angewandten Mathematik (außer bei der Zahl „1“) die Wertsphäre hinzunehme, dann können unter bestimmten Voraussetzungen Gedanken sich abstoßen, weil sie nicht kompatibel sind, so dass ein Kompromiss abwegig wird. „Abgestoßenes“ wird entweder durch neurologische Prozesse gar nicht erst wahrgenommen oder aufgrund fehlender Vergleichbarkeit (Wie-Ebene) als abwegig verworfen. Nur bei bereits existenten tief gelagerten positiven oder negativen Vorerfahrungen einer sich reflexiv zeigenden Persönlichkeit (auditiv, visuell, haptisch, dermatologisch – emotional, kognitiv) dringen abstrakte wie verbalisierbare Impulse en masse in das Bewusstsein ein.⁹

Nehme ich mein Beispiel der Fernsehgläubigen wieder auf. Ein holzschnittartiger Schluss weist Fernsehen von Soaps und Krimis als Teil der Alltagswahrnehmung und -konstruktion oder Fernsehen als Ablenkung aus. Im ersten Fall prägt das die Teilerfassung der Welt, im zweiten eine kurze Flucht aus der Welt. Die dargelegte Kurzanalyse fällt einfach aus, doch hält sie in ihrer Bearbeitungsrichtung komplexen Untersuchungen stand: Die Rezeption von Fernsehunterhaltung – wie Yellow Press mit Boulevardphotographie - unterliegt bei Zuschauenden vielfältigen – aber nicht unendlichen - Variationen. Sicher ist, dass Fernsehen die „Welt da draußen“ als Ausschnittmedium verschiebt. Denn jeder wahrgenommene Teil der „Welt“ beeinflusst individuelle Wahrnehmung mit ihrem Erfahrungs- und Erlebnishintergrund. Das kollektive Moment von Fernsehen und Streaming finden als gemeinsame Erfahrung durch mehr Kanäle, Streamings etc. immer weniger Eingang in das kollektive gesellschaftliche Gedächtnis.

⁹ Jede Persönlichkeit profitiert vor allem von einem informellen und in der Folge formellen Bildungsprozess, der bei weitem nicht gleich ausfällt. Bildungsbezogene Ungleichheit fußt vor allem auf der „Magie“ des Informellen.



Differenz und Vielfalt zeigen auf der anderen Seite Erosionserscheinungen in der gemeinsam gelebten Vielfalt. Der äußere Glanz in der Akzeptanz vieler individueller Angebote schlägt in dem Moment in das Gegenteil um, wenn keine Inhalte über einen engen Kreis hinaus diskutiert werden können. Direkte verbale Kommunikation ist das Medium für Vielfalt des gemeinsamen und getrennten Seins, sonst handelt es sich um parallelisierte Einfalt. Wir verlieren nicht nur zusehends eine gemeinsame Sprache wie auch gemeinsame Bilder, sondern ebenso vergleichbare Erfahrung. Diese fehlende Konnektivität bedeutet, dass wir zwar in einem kulturellen Zusammenhang noch eine gemeinsame Sprache mit ähnlichen Bildern besitzen, doch die Bedeutungsebene der Begriffe, Bilder und Metaphern bricht auseinander. Wir kennen alle die Sonne, doch sie scheint überall anders.

Als Menschen müssen wir uns jeden Tag mit Millionen von Eindrücken auseinandersetzen und bewusst – vor allem unbewusst - entscheiden, welche wir als wichtig erachten. Die täglichen Eindrücke werden im Gehirn rasend bearbeitet, um ein schnelles Reagieren zu ermöglichen. Die Informationen, die verarbeitet werden müssen, entsprechen etwa 11 Mio. Bits pro Sekunde und wandern direkt ins Gehirn und werden dort gefiltert und auf ca. 40 Bits reduziert. Das bedeutet, der Mensch nimmt weniger als 1 % der Informationen, die er durch seine Sinnesorgane aufnimmt, bewusst wahr. Das limbische System in unserem Gehirn bestimmt in rasanter Geschwindigkeit die Wichtigkeit der verschiedenen Informationen. Dabei spielt der emotionale Bezug eine Hauptrolle (vgl. Erpenbeck, Sauter 2019, S. 18). Vor allem jedoch entscheiden unsere ureigene Vorgeschichte, unsere aktuelle Stimmungslage als Mitglied eines Kulturkreises darüber, wie wir ausfiltern, das eine Prozent bearbeiten. Individuelle Repräsentationen wirken auf der Basis eines kollektiven Settings.

Einfach gedacht, ‚das Sein bestimmt das Bewusstsein‘ (Marx), also auch die Metaphern.

Daniel Everett schreibt in seinem Buch „Das glücklichste Volk“ (2010), dass die Pirahã, ein Volk im brasilianischen Amazonasgebiet, nicht zählen könnten, das ihm teilweise den Vorwurf einbrachte, rassistisch zu sein, weil ‚nicht zählen zu können‘, die ‚primitive Schublade‘ bediene. Seine Antwort klingt lapidar und entwaffnend: Wir bräuchten in Berlin auch keinen Pfeil und Bogen, um existieren zu können. Ein kulturrelativer Vergleich eröffnet mehr Verständnis für das „Eigene“, was nach Lorient sarkastisch das Jodeln für Frauen war, denn sie bräuchten auch etwas, was die Männer nicht hätten oder könnten. Damit gewinnt das Eigene mindestens zwei Dimensionen: Das Eigene, das dem Fremden übergestülpt wird und das Eigene, das wir nicht hegemonial, sondern als gegeben ansehen. Die Schnittmengen fallen deutlich aus, denn mangelnde Reflexivität bildet für beide das Triebmoment. Das Drama des Eigenen basiert auf der emotionalen Seite von Vorurteilen und überheblicher Ignoranz mit nicht-reflexiver kultureller Selbsterhöhung. Repräsentanzen - ob emotional, sprachlich, bildhaft – agieren weitgehend im „Untergrund“, lassen sich durch gesellschaftliches Branding als sozio-kulturelle Stereotype oder Vorurteile fassen. Einfach wie Vielfalt erscheinen nicht per verschieden, sondern in der Vielfalt steckt ebenso Einfach, wenn aus einer möglichen Offenheit eine Parallelisierung entspringt, um „werten“ zu können.

Der Wandel des Haben-Wollens weist emotionalen Repräsentanzen als Anspruchshaltungen von Individuen etwas Beispielhaftes zu. Eine Vorstufe des heutigen Habens begreift das Haben als etwas Lebensnotwendiges und nicht als etwas Strunzendes, als etwas für die existenzielle Bedürfnisbefriedigung Hohn Sprechendes. Das Haben gewinnt – das mag komisch klingen – verstärkt seine eigene propagierte Logik mit der bröckelnden sozialen und ökologischen Rahmung. Der Blick im Leben der gesellschaftlich Habenden scheitert am fehlenden Narrativ für Anderslebende.



In ihrem Alltagsleben vom Schmutz der Straße gezeichnete Menschen bedienen das Rückständige, sozial Ausgegrenzte, bekommen die Etikette der Selbstschuld. Sie haben keinen Goldhelm. Der inhärente Vergleich des Besser-Seins als Habenmentalität bildet das verinnerlichte und vorurteilsbeladene Wachstumsgen der im Überfluss lebenden Gesellschaften. Wenn der Mensch in das Zentrum der Erdepochen gestellt wird, dann ist er spätestens seit dem 2. Weltkrieg der Zerstörer seiner eigenen Lebensgrundlage. Das Zeitalter des Anthropozäns arbeitet bisher zielgerichtet an der Vernichtung der Menschheit, indem die Klimafrage fahrlässig ausgegrenzt wird. Die Übertragungen aus dem Vergangenen fußen auf überholten Annahmen. Sprache und Bilder stützen aufgrund ihrer Konsistenz Gestriges. Die derzeitigen weltweiten Maßnahmen gegen den Klimawandel lassen an ein Fernsehquiz denken. Vier Möglichkeiten werden vorgegeben (Gibt es einen Klimawandel? - a. Was ist das? b. Klima gibt es, c. Schön, dass es wärmer wird, d. Das ist Panikmache.) Wie uns aus Quizsendungen bekannt ist, kann nur eine Antwort richtig sein. Eine Million steht am Sehnsuchtsende der Weltvernichtung. Punktuelles Wissen, gezogene Joker, wie Hybrid- und Elektroautos als Klimabeitrag, wirken faszinierend, doch ist es menscheits- und klimageschichtlich höchstens der bekannte Tropfen auf dem heißen Stein. Amusement brauchen wir, doch darf es nicht das einzige Bild sein. Sonst handelt es sich um selektive Wahrnehmung in Form von Kopfkolonisation eines Menschen im selbstgezimmernten Ghetto. Dem Bewussten der Wahrnehmung kommt die unbewusste, selbsterfahrene Selbstwirksamkeit hinzu. Selbstwirksamkeit umschließt ein Gefühl, in sich zu ruhen, daraus Kraft zu schöpfen, die „Welt“ zu erobern. Selbstwirksamkeit basiert auf milieuspezifischer kultureller Einbettung, die Fremdheit im Sinn des Anderen schwer aufnehmen kann. Sie suggeriert weitestgehende Offenheit als objektivere Weltsicht. Unschärfen in einem diskursiven Prozess beflügeln schale Kompromisse, denn so finden alle ihre Lösung wieder. Unfertige – doch ehrliche - Antworten zu komplexen Themen stoßen oft ab. Einem offenen Verständnis von Selbstwirksamkeit steht ein zementiertes gegenüber. Diese Selbsteinigelung, ob bewusst oder nicht, überformt den offenen Begriff von Selbstwirksamkeit, so dass Selbst- und Fremdwahrnehmung auseinanderfallen. „Es ist so wie es ist“, lautet die Hymne der Selbstgefälligen, die nur die eigenen Lieder kennt.

Das Erlebnis gegenüber dem schon dargelegten Ereignis fehlt noch. Nehme ich dazu den Begriff von Selbstwirksamkeit noch einmal auf. Sicherlich fallen Fernsehsessions selbstwirksam in unser Leben, um uns bei einem Zuviel abzustumpfen. Alltägliche Fernsehereignisse folgen der Wiederholung der Wiederholung. Bis auf irgendwelche Highlights formen sie einen Brei in der Erinnerung, der zunehmend den Topf zum Überlaufen bringt. Beliebigkeit obsiegt gegenüber Interessantem. Gezieltes Fernsehen übernimmt eine

andere Kategorie, weil zum Beispiel Nachrichten der Tagesschau verfolgt werden sollten. Oder die Fußballfans, die sich auf Inszenierungen im Fernsehen freuen. Fußball wiederholt sich zwar auch in Grenzen, doch das Überraschende öffnet Fremdschämen oder Euphorie. Auch cineastische Werke bei Arte usw. sollen nicht verdammt sein. Nur der grenzenlose Konsum des – herrisch formuliert – Banalen steht auf der Liste.

Das Erlebnis findet als Ausgangscharakteristikum das Erstmalige: der erste Sex, das erste Auto, die erste eigene Wohnung, der 9. November 1989, das erste Open Air-Konzert ... Das Wiederholende verblasst oder es gibt es nicht. Hinter den tief emotional aufgeladenen Erlebnissen verblassen quantitativ die Ereignisse, doch mit ihrem habenden Charakter scheinen sie in unserem emotionalen Haushalt wichtiger. Zur Klarstellung sei noch eine Kurve zum Alltag genommen. Alltäglichkeit enthält etwas Phantastisches, wenn sie nicht das dumpfe Moment der Betäubung in sich führt. Wiederholungen im Sinne von positiven Ritualen, also selbstwirksamen Errungenschaften des sich lebendig Fühlens im aktiven Sein sollten den Alltag bestimmen. Die Bilder vieler Alltage jedoch leben von der Ideologie des Habens, des Mehr-Haben-Wollens. Eine Reise von zwei oder drei Wochen nach Australien oder in die USA bedeutet nicht, dass Land und Leute verstanden werden, sondern jemand kann Photos zeigen und sagen „Sieh' mal!“ Das Klimakilling einer solchen Reise steht in überhaupt keiner Relation zum individuellen Gewinn. Die Bilder und der Reisebericht von da und da bleiben prioritär, weil das Gesamtbild in den Köpfen fehlt. Ein paar Monate mit weniger Beschleunigung wären hingegen ein Erlebnis.

Bild und Sinn

Photos fallen auf den ersten Blick längst nicht so eindringlich aus wie laufende Bilder oder gut erzählte Geschichten, die wir vor unserem geistigen Auge wie-bezogen bebildern. Marschierende Soldaten bringen ein typisches Klangbild hervor, das in Italien, Russland oder Deutschland different ausfällt wie deren Uniformen und unsere Gefühle auch. Photos oder Gemälde sind vom Wesen her sperriger, weil der Ausschnitt kleiner ausfällt und kognitiv gesehen nur eine kleinere Auswahl zum Anknüpfen durch Vorwissen existiert. Bei allen Medien müssen wir unbewusst in unserer Vorgeschichte emotionale Anknüpfungspunkte finden, wenn die eigene Erfahrung nicht „versagt“, nur Fremdes wahrnimmt. Ein vor uns präsentiertes unbekanntes Bild öffnet sich kognitiv selten sofort, sondern erfasst uns zunächst emotional. Um es kognitiv zu erfassen, müssen wir uns darauf einlassen, in es eintauchen (s. Passage zu Kiefer). Filme liegen da einfacher, denn sie produzieren viele Bilder, Geschichten. Sie geben bereits erste einengende Interpretationen durch die bebilderte Sprache von

Akteur*innen in deren Ambiente. Bei Literatur schaffen wir uns unsere eigenen Bilder, sind bei Verfilmungen oft verärgert, weil wir einen ‚anderen‘ Film kennen. Ein Zusammenbringen von Bild und Film verdeutlicht, dass deren Aussage scheinbar nahe sein kann, wenn sie ein Sujet bedienen, doch in der Betrachtung als jeweiliges Werk fallen sie äußerst different aus. Dennoch können sie sich hervorragend ergänzen. In der Vielfalt des Anderen bergen sie in der Tiefe Ähnliches oder Gegensätzliches.



Bei Photos wird der Ausschnitt aus der Wirklichkeit besonders klar. Das Beleben durch das eigene „Wie“ tritt bewusster hervor. Die Bilder entstehen im Kopf, wir verstehen sie, verwerfen sie, vergöttern sie, sehen sie als Abschaum. Für Photoaffine läuft ein innerer Film ab, der für andere Menschen Unverständnis heißt. Anders formuliert: Qualität und Bildung entscheiden nicht nur bei Kunstphotographie über Banalität und Genuss, die emotionale Verfasstheit relativiert. Die Differenz zwischen Bildproduktionen bleiben immer an Vorerfahrungen mit zu erwartender Reaktion verknüpft. Kultur steht im Hintergrund und determiniert, gibt die Grundrichtung vor. So wie es keine globalen Soldaten mit ihrem Schrittrhythmus gibt, stehen Ästhetik so wie viele Kulturleistungen mindestens auf den ersten Blick nebeneinander.

Die Macht der Sprache in ihrer Unschärfe als Antwort auf gesellschaftliche wie kulturelle lebt von Bildern, Metaphern. Fragmentarische Bilder im Kopf als atheoretischer Ansatz von Verstehen können nur zu nachvollziehbaren Bildern werden, wenn Sprache hinzukommt. Sprache ist damit bildhaft basiert, Bilder hingegen nicht zwangsläufig sprachlich. Ein Bild zur Klarheit kann ein Wort vermitteln. Kinder, die lesen lernen, fangen Buchstabe für Buchstabe an ein Wort zu entziffern, bis es ihnen gelingt aus Buchstaben Bilder und schließlich Wortbilder in eins zu lesen. Als Lesemächtige stellen wir fest, dass bei ähnlichen Buchstabenkombinationen die uns vertrauteste zuerst über die Lippen kommt. So entstehen selbst bei Profis des gelesenen Wortes Versprecher (s. Kontinent – Kontingenz - Inkontinenz).

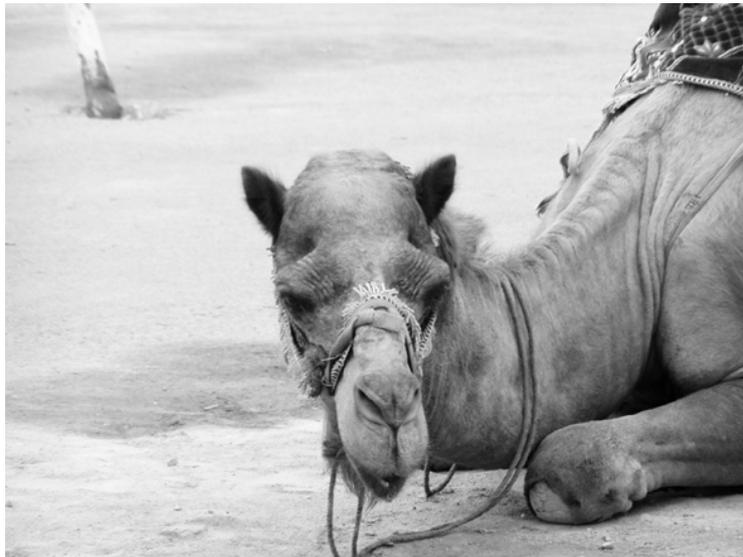
Während im bisherigen Text der Blick vom Wort zum Bild im Vordergrund steht, erfolgt jetzt der umgekehrte Blick.

Ein wahrgenommenes Bild wirkt als Bild an sich, braucht jedoch mehr als nur eine atheoretische Aufnahme, um sprachlich verarbeitet zu werden. Ein gesprochenes oder geschriebenes Wort unterliegt wie ein sprachlich konvertiertes Bild dem „Wie“ oder einer konstruktiven Dissonanzbearbeitung. Selbst in einer nicht-sprachlichen Interpretation unterliegt es demselben Effekt, doch bleibt es in einer emotionalen Reaktion „stecken“. Diese kann im emotionalen Spektrum zwischen „schwarz-weiß“ oder „farbig“ ausfallen, wortreich nicht. Ein als schrecklich empfundenen Bild lässt uns „einen Schauer kalt den Rücken herunterlaufen“ oder die „Härchen auf den Armen hochstehen“. Ein trauriges Bild lässt Trauer in uns aufkommen, uns „zu Tränen rühren“. Leicht zwiespältig fällt demgegenüber ein Gedanke von Frauen gegenüber sie unterdrückenden Männern aus: ‚Der Schrei ist eine Metapher für unsere Wut‘. Der direkte emotionale Schrei auf eine unterdrückende Situation entspräche einer Metapher im neurowissenschaftlichen Sinn. So wie der Gedanke gefasst ist, handelt es sich um einen Aussagesatz, der Metaphorisches erklärt.

Buchstaben umfassen einzeln oder in einer konkreten Abfolge ein Bild, eine Bilderfolge. Wir erkennen - wie eben angeschnitten - im Ensemble das Bild als Wort. Hinter Begriffen stecken abstrakte – zum Teil konkrete – Bilder. Bilder im Kopf geben, wenn sie durch das Aufnehmen von gesprochenen oder geschriebenen Texten entstehen, die Richtung vor. Nichtsprachlich bleiben sie stumpf, können dennoch emotional aufwühlen. Das Atheoretische existiert folglich auch zwischen dem Sprachlichen, kann – aber muss nicht - unter bisher im Detail unbekanntem Voraussetzungen auf die Ebene des Sprachlichen gehoben werden. Als rein Atheoretisches bleibt es für emotionale Erfahrung bedeutsam, doch dem Bewusstsein als Kategoriales verschlossen. Bilder wirken wie eine Melodie im Gedankenfluss. Bilder und Melodien im Kopf als ein Schlüssel für Wahrnehmung, als Verarbeitung von Aufgenommenen bekommen als Teil des „inkorporierten Kapitals“ (Bourdieu) eine zentrale Funktion für überindividuell Soziokulturelles. Wahrnehmung als „Kompositionspool“ schmiedet den Schlüssel zum Schloss der Welt, erfährt durch alle Sinne und den verarbeitenden „Apparat“ eine selektive – bisher im Detail – unbekannte Verarbeitung, doch Eingangskanäle geben die Richtung vor. Für einen eher primär olfaktorisch oder haptisch geprägten Menschen erschließt sich die Umgebung zunächst anders als für einen auditiv oder visuell kodierten. Neben eher frühkindlich geprägten sozialisatorischen Näherungen an die ursprünglich „eigene“ Welt, was den lebenslänglichen Enkulturationsprozess ausgangsbezogen individuell geprägt hat, gewinnt im Lebenslauf das kollektive Wir eine zunehmend fremde Konfrontation und Aufnahme von Bedeutung. Einen Dschungel in den Tropen bei 100% Luftfeuchtigkeit und 35

Grad erleben wir anders als einen europäischen Mischwald im verschneiten Winter bei minus 10 Grad.

Meine Ausführungen zur heimlichen Sinnproduktionen nehmen Bild und Metapher vorrangig in den Blick. Die Aussagen dazu lassen sich einfach wie mühevoll auf alle Sinne und deren Gesamtheit übertragen. Eine vorgeprägte Wahrnehmung durch menschliche Eingangskanäle bleibt nie allein. Ein Geruch, ein Geschmack, ein Ton, ein Temperaturempfinden geben einem gelesenen Wort einen völlig anderen Sinn. Ein Bild an der Wand wirkt komplett anders als in der Hand.



Ein Bild zu einem Artikel ist oft nachhaltiger als der Text selbst. Die umsatzstärkste deutsche Tageszeitung arbeitet extrem mit Bildern. Reale Bilder, reißerisch dargeboten, werden von Sprachbildern auf der Vorurteilsebene zu ideologisch geformten umrandet. Unser Denken funktioniert mit schemenhaften Anmutungen im Kopf, die wir nur selten konkret werden lassen. Solange das „Wie“ funktioniert, laufen die Bilder durch, wenn hingegen kein Abgleich vorhanden ist, legen wir ein neues „Wie“ an oder lassen den möglichen Impuls abprallen.

Gebildete Kunstbilder

In mehreren Passagen klingt an, dass Bilder in ihrer Interpretation – wie eigentlich alles Kognitive – bildungsabhängig sind. Pierre Bourdieus inkorporiertes Kapital, das ich an der einen oder andere Stelle aufnehme, verdeutlicht den Unterschied zwischen informeller und/oder formeller Bildung. Jedwede Bildung wird entscheidend durch die ursprüngliche Aneignung von Gesellschaftsrelevantem – also zuvörderst ökonomisch Orientiertem - geprägt.

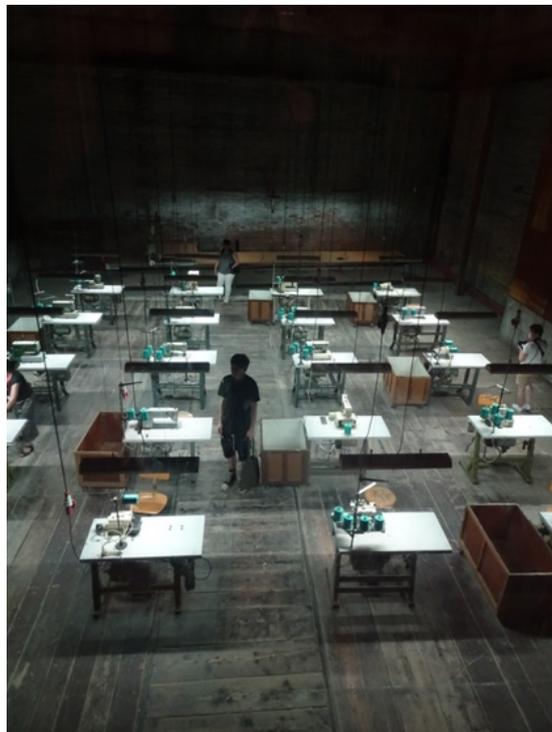
Bourdieu spricht in diesem Zusammenhang von einem Arrow-Effekt, der auf der Basis des gesellschaftlich inkorporierten Könnens seine frühkindliche Aufbaubasis gewinnbringend einsetzt. Der aufsteigende Pfeil des Mehrwissens lässt ihn weiterfliegen, weil er filigran-aerodynamisch deutlich geschmeidiger mit externen Lernerwartungen korrespondiert. Ein breites Fundament, das auf institutionelles Lernen vorbereitet, schafft enorme Vorteile für das schulische Lernen. Seien es Verhalten oder die notenrelevanten Vorwegnahmen, die betrachtet werden. Die Persönlichkeit, der Habitus, also alles das, was Menschen bewusst und unbewusst in die Kultur einbringen, ist eher gefeit gegenüber heimlichen, unheimlichen und offenen Erwartungen des Gegenwärtigen, das zukünftig hochgerechnet wird. Das irgendwie und irgendwo verinnerlichte Lernen besitzt einen hohen Wert, wenn es dem schulischen Kanon bzw. den Anforderungen der Erwerbsgesellschaft anknüpfend oder bereits komplett entspricht. Bourdieu profitierte in diesem Zusammenhang sicherlich von Erwin Panofsky, der in der Kunstrezeption Vorbildung und das Verstehen von Kunstwerken in Relation setzt. Auf die heutige Milieutheorie bezogen bedeutet diese Erkenntnis, dass nicht nur schulisches Wissen, sondern ebenso kunsthistorisches Wissen¹⁰ - wie alle Wissensdomänen - von vorherigen emotionalen wie kognitiven Aneignungsprozessen determiniert werden. Die individuelle Eroberung der Welt zeigt sich durch das Ich im Wir doppelt vermessen. Der Stallgeruch wirkt immens.



¹⁰ Erwin Panofsky unterscheidet zwischen vorikonographischer, ikonographischer und ikonologischer Interpretation; zwischen fast komplett emotionalem, vorgeprägtem und kunsthistorischem Verständnis, die bildungsbezogen bzw. milieutheoretisch im Individuum konfiguriert sind.

Panofskys Theorie sollte um einen Gedanken relativiert und erweitert werden, auf den ich bei einem Museumsbesuch stieß, nämlich den des Fremden in der Verkörperung der ikonologischen Aufnahme. Mit einer jungen, gebildeten koreanischen Studentin besuchte ich ein Museum für zeitgenössische moderne Kunst. Lucien Freud, der einen Hai in einem fiktiven Schwimmbekken präsentiert (oben das Bild eines Hais aus dem „Two Oceans Aquarium“ [Kapstadt]), oder dem Klingelschild seines Großvater Sigmund Freud stand die Koreanerin wortlos gegenüber. Mehr noch: Sie war völlig verunsichert. Ebenso blieben bei der jungen Koreanerin viele andere Bilder bespiellos, z.B. „Monochrome“ von Yves Klein. Als ich ihr später via Laptop „Fountain“ von Marcel Duchamp zeigte, war sie völlig „von den Socken“. Sie demonstrierte mir anschließend ein paar Bilder aus ihrer koreanischen Heimat. Mein „Ochs vor dem Scheunentor“ war löchriger, konnte mich über Formalismen und Motivik des Wie „retten“. Kurz formuliert: Die kulturelle Differenz war nicht oder nur schwer überbrückbar. Mit einer vorherigen Annäherung an asiatische Kunst, so klein sie auch sein mag, frisst einen nicht gleich der Hai, der Ochse aber bleibt.

Bilder der alltäglichen Reproduktion prägen die Mitglieder der entsprechenden Gesellschaft. Ein Beispiel erlernter schiefer Begrifflichkeit hörte ich vom hannoverschen Soziologen Oskar Negt. Er formulierte sinngemäß, dass das Verhältnis von Produktion und Reproduktion in ihrer Logik umgekehrt definiert werden sollte. Das Erzeugen von Kindern und die damit verbundenen Arbeiten bilden die Produktion des Lebens an sich. Das, was wir heute als Produktion bezeichnen, brauchen wir, um Leben zu reproduzieren. Die heutigen Sprach- wie laufenden Bilder in den Nachrichtensendungen des Fernsehens müssten, wenn denn diesem Gedanken gefolgt würde, komplett gewendet werden, denn statt der Wasserstandsmeldungen zu Aktien und DAX, stünden die Frage des menschenwerten Lebens, die Menschenrechte im Vordergrund. Allein die bildliche Vorstellung, dass Menschen vor der Wirtschaft an erster Stelle stünden, käme einem Bildersturm gleich. Ich lebe, um zu arbeiten oder ich arbeite, um zu leben. Die erste Variante müsste verlockend sein, doch sie scheint in einer Gesellschaft des Habens indiskutabel, denn das Tabu lässt den Hammer in der Kiste. Sozialpsychologisch bietet die Unterfütterung mit dem homo oeconomicus eine Mauer, denn die durchschnittliche Identifikation hängt unabdingbar mit der Erwerbsarbeit zusammen. Vertrauen in den Erwerbsmenschen gewann mit der Corona-Epidemie eine positive Färbung, denn plötzlich klappte mit dem Homeoffice zwangsweise etwas, das vorher so undenkbar schien: Vertrauen mit weniger Kontrolle.



Bilder gelingender Kindheit - wie des gesamten Lebens – meißen dennoch Erwerbsarbeit altersadäquat ein, obwohl qualitatives und nicht quantitatives Wirtschaftswachstum angesichts

der nicht nur heutigen Probleme angesagt sein müsste. Eine paradiesische Vorstellung, die das Elend der Welt vergessen machen könnte. Bilder vom Glück entstünden à la Verfassungsziel Bhutans. Negative Bilder sind einfacher herzustellen und zu interpretieren als tiefsinnige vom Glück. Die PACE-Fahne mit ihrem Regenbogen kommt der „Sehnsucht Glück“ schon recht nahe. Käthe Kollwitz' „Nie wieder Krieg“ enthält begrifflich Fragwürdiges: Krieg. In der Positiven Psychologie fiele bereits diese Konnotation durch, weil sie Negatives transportiert. Glück eröffnet andere Gedankenwelten als Krieg, obwohl der tatsächliche Sinnzusammenhang von PACE und Kollwitz nahezu deckungsgleich ausfällt. Die emotionale Besetzung von Begriffen unterminiert das scheinbar Rationale.



Michel Tournier geht in seinem literarischen Werk „Die Schlüssel und das Schloss. Texte zu Bildern“ (1980) den Weg vom Bild zur Literatur. Photographie und literarisch-emotionale Bilder bekommen bei Michel Tournier eine ähnlich tiefsinnige Betrachtung wie im wissenschaftlichen Diskurs. Bevor ich Tournier zitiere, will ich mich auf einen anderen Schriftsteller, Lion Feuchtwanger, mit seinen theoretischen Exkursen, beziehen. Feuchtwanger formulierte sinngemäß, dass seine historischen Romane der Geschichte entsprechend exakt ausfielen, nur an den Punkten, die Leerstellen beträfen, dichte er etwas hinzu. Das gilt für viele Teile der Literatur, die die Gesellschaft facettenreich abbildet. Das Gesamtkunstwerk verlor vielleicht mit Thomas Manns „Buddenbrooks“ endgültig gegenüber der Montage als Stilmittel. In der Wissenschaft steht ein Aspekt im Vordergrund, der in einer zu konfigurierenden Arena analysiert wird. Kühle Analyse trifft auf phantasievolle Ausleuchtung von Sujets. Aus dieser Betrachtungsweise heraus ergibt sich, dass die Wissenschaft objektiver gestaltet, weil sie sich nur auf das bezieht, was da ist, also das Ich so gut es geht ausklammert oder komplett

entblättert, während Literatur das überarbeitete oder reale Ich, Er, Wir des Lebens als Perspektive in den Vordergrund hebt. Literatur – nicht Belletristik - dient wie wir ihr Teil, die griechische Tragödie, der aufklärerischen reinigenden Wirkung, die Wissenschaft der rationalen Aufklärung ... beide mit vielen Überschneidungen wie Irrungen und Wirrungen. Die von ihnen produzierten Bilder fallen durch die andere Machart anders aus. Schöngestige Literatur regt Phantasie und Träume an, sozialwissenschaftliche ruft bildgetragenes Abstraktionsvermögen hervor. Für den Schlüssel zur Tür reicht keine Machart allein.

In einem Zitat von Michel Tournier stehen metaphorisch Schlüssel und Schloss hinter dem sich das versteckte Ich und noch kaschierter das Wir („man“) metaphorisch wie poetisch und analytisch verbirgt. Gesellschaftliche Wirklichkeit ebenso.

„Und das ist etwas höchst Symbolisches, denn die ganze Welt ist nichts als ein Haufen Schlüssel und eine Sammlung von Schlössern. Schlösser sind sie allesamt: das menschliche Gesicht, das Buch, die Frau, jedes fremde Land, jedes Kunstwerk, die Sternbilder am Himmel. Schlüssel sind die Waffen, das Geld, der Mann, die Beförderungsmittel, jegliches Musikinstrument, ganz allgemein jedes Werkzeug. Beim Schlüssel gilt es zu wissen, wie man sich seiner bedient. Beim Schloss gilt es zu wissen, wie man es bedient ... um es sich dienstbar machen zu können.

Das Schloß läßt an etwas Verschlossenes, der Schlüssel an eine Hand, die aufschließt, denken. Beide bedeuten ein Signal, einen Aufruf, doch in entgegengesetzter Richtung.“
(Tournier 1980, S. 9f)

Das Schloss bildet ein stationäres Geheimnis, „Ein Schlüssel ohne Schloss aber, das ist eine Einladung zum Reisen.“ (ebd., S. 11)

„(...) jedes Ding sei ein Schlüssel und erhalte seinen Sinn durch ein Schloß.“ (ebd.)



Schloss und Schlüssel stehen in ihrer Metaphorik – wie das Mosaik – für ein Bleiben als Mosaikstein oder der Versuch, in das Ganze einzutauchen. Oder Konstanz trifft auf Kontingenz. Ob der Versuch gelingt, das große Schloss mit dem Schlüssel in der Hand zu

finden, bleibt sowohl als auch offen. Der Schlüsselmensch geht nach Tournier „behutsam und methodisch vor“, der Einbrecher kennt nur zwei Schlüssel Schweißbrenner und Brecheisen (s. ebd., 13) Eine wunderschöne Kurzgeschichte, die vor Bildern nur so strotzt, eben Literatur.

In Autobiographien, Selbstportraits in Malerei und Photographie halten die Produzent*in Schloss und Schlüssel aktiv in der Hand, sie öffnen etwas und besitzen in der Fortführung den roten Faden und können ihn beliebig spinnen. Sie zeichnen ein Bild nur weniger Augenblicke. (s.a. Tournier 1980, S. 96) Ein kleiner Ausschnitt, lebendig produziert, der mit der Fertigstellung zu toter Materie mutiert, findet als Nichtlebendiges das Lebendige wieder: als typographische Vereinheitlichung für einen neuen Entstehungsprozess im Kopf der Rezipient*innen. Ein lebendiger, anschließend gestorbener Prozess zerfließt in einer anderen Form in einen hellen Kopf. Das Ich der Betrachtenden belebt es als emotionales Unikat neu, anders. Davon sind die Schaffenden mit zeitlichem Abstand nicht ausgeschlossen, wobei deren Hintergrund unendlich konkreter ausfällt. Ihr Bild wandelt sich dennoch, obwohl sie es geschaffen haben.

Wenn Texte, Bilder in Abschnitte, Planquadrate oder sonstige Teile zerlegt werden und diese einzeln zur Interpretation stehen, wird es bei komplexeren Produkten unmöglich, diese als Teile eines komplexen Ganzen zu begreifen, denn erst über das Ganze erscheint, manifestiert sich Sinn.¹¹ Was bleibt, betrifft die Annahmen des gemäßigten Konstruktivismus, der strukturell exemplarisch konfiguriert ist, um die Chance zu haben, neue Inhalte über das eigene Ich erschließen zu können. Die Bilderflut flutet uns genauso wie alle anderen Fluten. Wenn wir deren offene Struktur mit allen Unwägbarkeiten umreißen können, können wir versuchen, aus Quantitativem Qualitatives zu entwickeln. Derzeit haben Hurricane, Tornado, Tsunami und Wirbelsturm die Oberhand, nicht nur weil wir sie als Naturphänome nie beherrschen können, sondern weil sie von Menschenhand gepusht werden. Wasser, Luft, allgemein Klima schlagen coproduzierte Kapriolen.

Ein kontrapunktisches Bild schließt diesen Abschnitt, das eine zunächst fremde sequenzielle Interpretation hervorruft:

¹¹ Auch über ein Bild kann die Bilderwelt – wie alles überhaupt - nicht begriffen werden. Es ist der Schlüssel nicht das Schloss. Auf die gesellschaftliche Ebene bezogen stehen wir vor einem unvollständigen Puzzle oder Memory der „Welt“, weil deren komplexe Absolutheit nicht nachvollziehbar ist, deshalb das Unerschlossene größer ausfällt als das subjektiv Erschlossene, das zudem jeden Tag gegenüber der Informationsüberflutung – vor allem der überflüssigen - weniger wird. Nur wer sich darüber keine Gedanken macht, denkt folglich, alles beurteilen zu können, kann komplett verstehen und objektiv urteilen.

„Der Nuba [im Sudan, LF] macht seinen Körper zum Zauberbuch. Er identifiziert sich mit seinem eigenen, von ihm als Maler und Bildhauer geschaffenen Meisterwerk. Das Wort geht hier völlig ein in das Fleisch. Jeder Körper ist ein stummes, ungeschriebenes Gedicht.“ (Tournier 1980, S. 132)¹²

Metapher und Bilder als Sinn

Meine Befassung mit bildhaften Ausdrücken, vor allem Metaphern inspiriert der Philosoph Hans Blumenberg mit seinem Buch „Schiffbruch mit Zuschauer“ (FfM 1997). Blumenberg, der mich mit seiner Metaphorik des Schiffbruchs von der Antike bis heute beflügelt, befasst sich auf eine sehr spitzfindige Weise mit diesem Thema.



Etwas später Abgeleitetes, also ein Zitat ohne direkten Zusammenhang („Leitfossilien einer archaischen Schicht“, s. ebd. S. 95), zeigt die ‚Sprachform des Ausweichens vor seinen strikten Anforderungen‘ (s. ebd. S. 98). Metaphern tragen mit diesem Gedanken etwas Unscharfes in sich, weil sie aus der Vergangenheit kommen und das eine Bild aus seiner Zeit

¹² Neben dem Faszinosum der ursprünglichen Körperbemalung als kulturell Tradiertes, dient ein solches Meisterwerk als Vorlage zu Zitationen. Kaufen Menschen im Abendland die Bemalung ihrer körperlichen Hülle, um einzigartig zu wirken? Tradiertes trifft auf Importiertes wie ein imponieren wollendes Ich, das sich, zwar mit deutlichen Nuancen, in allen Konsumbereichen widerspiegelt. Das Ich sieht oft einen anderen Sinn, weil der Teil des konsumierenden Ichs als Freiheit konnotiert wird, statt das tabuisierte Selbst als „Leinwand der Eitelkeiten“ zu reflektieren.

in ein anderes einer anderen Zeit transponieren. Gleichzeitig transportiert die Metapher ein Konglomerat von abstrakten Bildern, Skizzen, montierten Versatzstücken als intuitive Erkenntnis. Sie verkörpert das Unsichtbare, das versinnbildlicht wird, wenn es sich als erfahrbar, also kognitiv zugänglich erweist. Der Sinn entpuppt sich in sozial erfahrenen und zeitgeistspezifischen Wandlungen. Der Verwendungszusammenhang – damit die Aussage an sich – entspricht nicht zwangsläufig dem Ausgangssinn. Kontextabhängig fällt jedwede Interpretation aus.

Eine Metapher enthält durch das Unschärfe, das Schiefe eine Leerstelle. Die Leerstelle in der Metapher steht als virtueller Raum, der nicht kognitiv wahrgenommen wird. Bilder und Metaphern im Text laufen als Vorstellungsbilder mit (s. Junge 2019, S. 8). Sie bekommen durch Einstellungen, Handlungen und Heraushebungen einen neuen Blick (Junge 2019, S. 11) Nicht das Unschärfe allein ergibt das Bild, sondern das Fehlende, das Zwischen-den-Zeilen und Worten kommt hinzu. Das Fehlende existiert als zu füllende oder nicht wahrnehmbare Leerstelle. Durch die Reduktion eines konkreten Bildes auf ein Sprachbild verliert das Ursprungsbild nicht nur an Schärfe, sondern durch Weglassungen entstehen Leerstellen oder andere Bilder. Der Sinn wird unscharf, Details gehen verloren, nur ein Detail bleibt oft hängen. Das Abstrahierte bleibt in der Struktur deutlich, doch die Ursprungsstruktur entfällt. Unklare Wortbilder verdrehen das Gemeinte und den möglichen Sinn der Rezipient*innen.



Der Ursprung der Metapher wird zitاتفrei gestohlen, bringt einen bildlichen Rest- oder schiefen Sinn hervor und trifft auf subjektiv andere Verwendungs- und Interpretationszusammenhänge. Dennoch zeigt sie strukturell typisch Sprachliches, denn Begriffe in modernen oder spätmodernen Gesellschaften fallen generell unscharf aus. Lenkt ein sprachlicher Begriff oder ein bildhafter Ausdruck mehr ab? Das hängt aller Wahrscheinlichkeit vom Spracherwerb mit seinen Milieuspezifika der einzelnen Menschen ab. Für Cartier-Bresson fällt das Visuelle wirkmächtig aus, für haptische Menschen konkret Fassbares. Metaphern weisen eine Interpretationsbreite auf, die zwischen Klarheit und Diffusität anzusiedeln ist, sie können ebenso präzise gemeint sein, wie auch verschleiern oder vernebeln. Sie werden als sprachliche Begriffe durch unendliche Wiederholungen ihrer „Sprengkraft“ beraubt. Andererseits weisen Metaphern nach Blumenberg auch in den Bereich des eigentlich Nicht-Verstandenen, weil durch ein Bild das Atheoretische, das bisher Nicht-Sprachliche durch die Versprachlichung des Bildlichen auf die Ebene der Erkenntnis gehoben wird. Das bildlich Scharfe oder Unscharfe findet in der direkten Begrifflichkeit fast paradox sein Pendant. Während unverstandene symbolische Begriffe vernebeln, können andere erhellen. Rhetorische Figuren nehmen diese Uneindeutigkeit emotional in den Blick und versuchen sie, um den „anderen“ Sinn zu entkleiden und sie zu Stereotypen zu wandeln. Fachsprachen hingegen bleiben unverstanden, doch metaphorisch durchzogen. In ihrer Rezeption entstehen durchaus Inseln des verdrehten „Man-nennt-es-verstehen“.

„Einfache Sprache“, wie sie in Teilen praktiziert wird, um inklusiv zu informieren (in Boulevardmedien als bildergänzende Methode oder als Barrierefreiheit), bleibt gegenüber einem komplexen Verständnis stumpf, enthält obendrein möglicherweise Manipulationen durch noch unschärfer gewordene Unschärfen über Simplifizierungen. In wikipedia findet dieser Gedanke eine andere Aufnahme, indem positiv von Barrierefreiheit bei Lesekompetenz für breite Bevölkerungsgruppen gesprochen wird.

„Texte in Einfacher Sprache ermöglichen einem größeren Teil der Bevölkerung Zugang zu Informationen oder Literatur und sind damit Teil von Barrierefreiheit. Bei der Einfachen Sprache geht es nicht darum, Texte für bildungsferne Gruppen zu verfassen, sondern schwierige Texte an die Lesekompetenz breiter Bevölkerungsgruppen anzupassen.“ (wikipedia 2021, 20.1.21, 16.35h)

Ohne jetzt in die Tiefe von Lesekompetenz und Analphabetismus einsteigen zu wollen, kann gegenüber diesem eigentlich gelungenen Ansatz dialektisch festgehalten werden, dass Komplexität im Sinn abstrakten Denkens auf der Strecke bleibt, Menschen inhaltlicher Tiefen beraubt werden. Abgestuft findet sich dieses Gedankenmodell zwischen allen Bildungsschichten und Ereigniswelten. Angesichts einer komplexen Welt, die als

Hauptbestandteil Ungewissheit kennt, entwickeln sich deutlich größere Zone des Udemokratischen durch Unwissenheit. „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß“ oder ich werde immer weiter entmündigt.

Ein Wort entsteht nicht auf dem Papier, sondern im Kopf. Eine Gurke ist keine Gurke, denn die atheoretischen und theoretischen Bilder und Gedanken im Kopf werden durch die subjektiv wie kulturell geformten Sinne (sehen, hören, riechen, schmecken, fühlen) basiert wie geformt. Die Erstaneignung der Gurke bildet die Blaupause für spätere „Begegnungen“. Einfache und komplexe Sprache bilden andere metaphorische Aufnahmen, die sich im Milieutheoretischen finden und darüber ergeben. Die Adaption des Gesellschaftlichen klappt durch das andere – oder gar produziert schiefe - Bewusstsein auseinander. Was „besser“ oder „schlechter“ im Lebenszyklus und im entsprechenden Gesellschafts- und Demokratieverständnis ausfällt, bleibt gedanklich in diesen Ausführungen nicht „wertfrei“, aber in der Wertung offen. Dennoch: Eine Interpretation nach „besser“ oder „schlechter“ kann bei Leser*innen keinesfalls ausgeschlossen werden, denn im gesellschaftlichen Vor-Urteil wird höhere Bildung „besser“ bewertet. Nahezu alle medialen Bilder produzieren dieses Bild, viele Eltern träumen davon, dass ihre Kinder es einmal besser haben sollen als sie selbst. Dieses Bild wandelt sich nicht nur in Krisenzeiten zur Karikatur, steckt jedoch dermaßen tief im Unbewussten, dass eine Korrektur unmöglich scheint. Es sei denn, das Niveau des Abiturs passt sich den Verwertungsbedingungen des Ökonomischen weiter an, so dass darüber eine Entwertung des Abschlusses stattfindet, die von den Apologet*innen der klassischen Bildung nicht gesehen wird.¹³

Mögliche Missverständnisse oder gezielte Desinformation eröffnen alle Formen der bildhaften, nicht-sprachlichen oder sprachlichen Übermittlung. Fallen Informationen, Texte oder Reden gestrig aus, weil Sprache und Metaphorik Vergangenes repräsentieren und Zukunft deshalb eine Fiktion transportiert? Ob jemand der Metaphorik gegenüber aufgeschlossen, ihr gegenüber gleichgültig ist oder sie ablehnt, sei dahingestellt.¹⁴ Interpretationen produzieren wir alle, können ihnen garantiert nicht emotional entrinnen. Kognitiv können sie in der Ethnologie durch gezielte Übungen durch Beschreibungen des sich Ereignenden kunstvoll ersetzt werden. Zwischen dem flüchtigen und gezielten Blick in der Wahrnehmung gibt es den

¹³ Die deutlich gestiegenen Zahlen der Abiturient*innen an einem Jahrgang in den letzten Jahrzehnten können nicht mit der „Dummheit“ der vielen Nicht-Abiturient*innen (zwischen den 1970er und 2020er Jahren erlangten mehr als ein Drittel weniger das Abitur) früherer Jahrzehnte erklärt werden. Offensichtlich fehlen in der Diskussion um das Abitur Übergangsbilder ... die Entwertung des Nicht-Akademischen bei gleichzeitigem Ansehensverlust des Abiturs. Nur eine seltene Qualifikation besitzt einen sehr hohen Wert.

¹⁴ Was eigentlich nicht sein kann. Gibt überhaupt Menschen außerhalb von benennbaren Krankheitsbildern, die keine inneren Bilder produzieren? Hier stoße ich an die Grenzen meines Wissens.

Unterschied, dass uns Dinge in das Auge springen, die meisten aber nie den Weg in die Ein-Prozent-Aufnahme in das Bewusstsein finden, obwohl sie in der „großen“ Wahrnehmung als Stimmungsbarometer nicht entgehen.

Übertragen auf Kinofilme oder Romane kann festgestellt werden, dass bei weitem nicht nur von ihrem Inhalt, sondern von Personen, auch ihrer Machart abhängen. Die Wertbasierung über die Verpackung im Spannungsfeld von nicht final zu trennender subjektiver und objektiver Erkenntnis wirkt.

Selbst in der Wissenschaft, die der Wahrheit verpflichtet ist, fließen neben der Wertfundierung des Inhalts an sich durchaus subjektive Bilder ein. Nehme ich den wissenschaftlichen Vortrag: Haben wir in unserem Leben beispielsweise eine Stimmfärbung mit einem Typus Mensch verbunden, übertragen wir das „automatisch“ auf Vortragende mit ähnlicher phonetischer Wirkung. Wie bei synchronisierten Filmen – nur hier umgekehrt - erschrecken wir uns, wenn wir das Original hören, weil das „Plagiat“ nicht mit dem Vorurteil korrespondiert. Ähnliche Prozesse laufen bei allen Facetten des Habitus auf: Immer „WIE“ mit oder ohne konstruktive Dissonanz oder kognitivem Konflikt. Dieses anerzogene Wie die Basis einer rein emotionalen Branding-Erfahrung, dem wir uns als kleines Kind nicht erwehren konnten, gebärdet sich unser Habitus durch die vergangene Implementation von Vorurteilen. Peinlich, grausam, unmenschlich oder nett, schön, genial ... tragen unser Grundgefühl gegenüber Menschen und Dingen. Ein teilweises Aufbrechen von emotional tief verwurzelten Vorurteilen gelingt höchstens reflexiv ausgerichteten Menschen, die offenen Auges durch die Welt gehen. Der Inhalt der Wissenschaft und anderswo hängt extrem an der Verpackung, von der wir uns nicht komplett oder nur sehr wenig freimachen können. Der komplette Habitus oder auch Habitusnuancen steuern uns weitgehend unbewusst. Die damit einhergehenden Bilder sind die Grundlage jedweden – meist unbewussten – (Re-) Agierens. Kein soziales Miteinander oder Ausgrenzen bleibt ausgeschlossen.



Konkret formuliert: Wir hören einem Vortrag zu und fühlen uns permanent ablenkt, weil die*der Vortragende mit den Armen rudert. Neben dem Gesprochenen sehen wir uns permanent mit der Motorik beschäftigt und fühlen und denken zweigleisig. „Wann trifft er mit seinen Armen das Mikrophon, wann fällt sie vom Podium? Wenn uns hingegen eine Person fasziniert, „himmeln“ wir sie an und „saugen“ deren Worte ein. Vieles zwischen den dargelegten Polen ist möglich, unsere Erfahrung leiten uns demgemäß.

Bilder im Spiegel

Viele Motive schlängeln sich durch die Wahrnehmung, können nicht verschwinden, nur andere Rahmungen bekommen. Hängen sie doch nur von klitzekleinen Unterscheidungen ab. Das Subjektive im Photo liegt nicht im Photo, sondern in der Intention oder Nicht-Intention der Produzent*in und vor allem in der*dem Betrachter*in. Allerdings determiniert eine photographierende Person das Objektgewordene seiner Begierde. Ob das Objekt Objekt bleibt, kann nicht vorausgesetzt werden. Photos können – wie Worte oder Wörter auch – metaphorisch wirken, platt, aufgeladen, tief sein. Photos können ein offenes oder verstecktes Symbol verkörpern. Subjektive, kulturelle und soziale Dimensionen entscheiden darüber. Für Betrachter*innen erscheinen sie herrlich oder banal. Marilyn Monroe (1926-1962) als erotische Frau, als Sexikone bleibt wegen ihres Mythos‘ in der Photogeschichte selten erreicht. Selbst wenn Besserwissenr*innen sie zum Kleiderständer degradieren oder gedanklich Ferne in ihr nur eine begehrenswerte Frau sehen.

Der Eiffelturm 1889 als fortschrittliche Stahlkonstruktion, die nach der Weltausstellung demontiert werden sollte, ist heute das Wahrzeichen von Paris. Der Löwe als mordendes Raubtier, als König der Tiere oder als Blaupause menschlicher Phantasie trägt auf. Ist es das inhärente oder das aufgeladene Bild? Höchstens in symbolischen Zusammenhängen – reduziert auf Piktogramme - entsteht Eindeutigkeit, die dennoch einer kulturellen Basis bedarf. Das Subjekthafte wie Objekthafte entscheiden gemeinsam über das Wirken. Das Monetäre ist als eigentlich Fremdes in der reinen Kunstdebatte für viele Konsument*innen das entscheidende Moment geworden. Preise von € 185.000.000 für Andy Warhols „Shot Sage Blue Marilyn“ (1964) sprechen von einer Kunst des Habens, verobjektivierter Kunst in Geld und nicht von einem inkorporierten Genuss. Das mythisch Aufgeladene von Marilyn Monroe als Kunstfigur durch die Glamour-, Party- und Filmwelt sowie der legendäre Geburtstagssong

„Happy Birthday Mr. President“ treiben Apologeten der Dingwelt zu materiellen Höchstleistungen an.

Seit der Etablierung des Datenschutzes bekommt die personenbezogene Photographie außerhalb des Bildes eine weitere ambivalente Note. Ehedem photographierte Menschen werden aus der Alltäglichkeit des Betrachtens menschlichen Seins entfernt. Cartier-Bresson sagte in Interviews, dass er photographisch einen Moment festhalten wolle. Er war ein photographischer Motivsucher, denn die Situation war seine und nicht die der Photographierten. Herbert List, ursprünglich ein Hamburger Photograph (1903-1975), der Weltbedeutung erlangte, betrachtete sich zunächst als kreativen Dilettanten (s. List 2022, S. 11) was aus heutiger Sicht eher als „fishing for compliments“ betrachtet werden muss, denn es war sein sehr hoher künstlerischer Anspruch, der ihn zu einer solchen „Selbstbezeichnung“ veranlasste. Zudem sollte berücksichtigt werden, dass die technische Seite viel mehr Wissen erforderte als die heutige „Instant- und Automatikphotographie“ mit ihren exorbitanten Nachbearbeitungsmöglichkeiten (LF).¹⁵ Der Widerspruch in den Anfangsjahren der Photographie, den List herauszuschälen begann, bestand im Prinzip zwischen Dilettantismus (Photoreportage), Kunst und Kommerz. Herbert List akzeptierte ihn nie (ebd. 12). Nehme ich die wesentlich schwierigeren technischen Bedingungen bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts auf, so sehe ich heute die Einengung des Datenschutzes als Beschränkung der Motivwahl an. Einerseits leben wir in einer Selfiemanie, andererseits werden öffentliche Räume tabuisiert, weil das Recht am Bild einer Person verletzt werden könnte.

Die heutige Variante des Bildersuchers ruft den Datenschutz auf den Plan. Technische Neuerungen, die ein zuvor bekanntes, aber nicht so massenhaftes Phänomen als Selbstproduzent*in ermöglichen, ergänzen oder lösen teilweise die*den photographierenden Künstler*in ab. Aus der freien Beliebigkeit entsteht auf der künstlerischen und dokumentarischen Seite eine öffentliche Photographie in äußerer Begrenzung. Das Recht am Bild steht vor dem Bild der im Fokus stehenden Person (oder weniger Menschen). Das Auge als Emotionales (s. Cartier-Bresson) findet in einer Rechtsvorschrift die Begrenzung, die der massenhaften Beliebigkeit durch technischen Fortschritt geschuldet ist. Voyeur*innen., die ein

¹⁵ Diese Dreiteilung findet sich heute in einer Fünfteilung wieder: Selfie-, Hobby-, Dokumentar-, Kunst- und Werbephotographie. Die Übergänge fallen fließend aus und Untergruppen kommen hinzu. Meine Photographie, wie sie sich beispielsweise in diesem Buch zeigt, sehe ich als dokumentarische Photographie, bei der das Motiv im Zentrum steht, während die Technik vernachlässigt wird. Motive werden nicht gesucht oder gestellt, sondern finden im Dérive (Dahintreiben) eine Verbindung von Atheoretischem und Bild und ggf. eine theoretische Aufnahme. Keinesfalls findet sich darin die „alte“ Instantphotographie wieder, die beispielsweise mit der Polaroid Autofocus 660 möglich ist. Trotz vieler Nachahmer*innen insbesondere im letzten Jahrzehnt liegt im Original das Besondere. Bei den alten Polaroidkameras muss nicht ein Ausdruck dazu erklärt werden, denn es gibt nur ein Exemplar. Alle anderen fallen als Kopien durch.

Selfie antäuschen, aber z.B. im Schwimmbad sich auf „Motivsuche“ begeben, fallen selbstverständlich – wie alle hinterhältigen Zurschaustellungen – nicht unter die von mir dargelegte Kritik.



Die technikbedingte beliebige Beliebtheit des Bildes und dessen Reproduktion haben ein neues System für die Kamera hervorgerufen. Technische Errungenschaften lösen durch Menschen alte ethische Vorstellungen auf, denen durch neue Gesetze begegnet wird. Selbst im geschlossenen wissenschaftlichen Raum dürfen Menschen der Straße nicht hervorgehoben photographiert, nicht herangezogen werden. Es sei denn ein Vertrag mit zu Photographierenden wird geschlossen, der das Recht am Bild einkreist. Im Sinn Cartier-Bretons photographiere ich, laufe hinter der Person her und bitte mit einem vorgefertigten Formular, dass sie mein Bild autorisiere. Sonst wäre das Bild gestellt, folglich ein anderes oder ich hätte es mit einer*m Schauspieler*in zu tun. Magnum wäre so nie Magnum als weltbedeutende Photoagentur geworden. An Stelle von Menschen im Prozessauge der Photograph*in treten Symbole, Platzhalter*innen toter Materie oder gestellte Sequenzen. Ein gehöriger Teil des Lebendigen geht verloren. Freiheit wird antagonistisch, der Subjektbegriff wandert zur anderen Seite der Camera. Technischer Fortschritt fällt nicht nur in diesem Fall höchst ambivalent aus.

Zudem: Die Welt wird durchphotographiert, das Bild löst die ehemals massenhaft vorhandene Aufmerksamkeit gegenüber dem Fremden ab. Photographische Bilder werden zu abgedroschenen Motiven. Häuser, Straßen, Wasserläufe, Wälder, Menschen und Tiere gibt es überall. Ein Prozess endloser Entwertung entsteht im Gewand subjektiver Einzigartigkeit.

„[Wir] lebten (...) in einer Welt ohne Fernsehen, und zugleich gab es von Seiten des Publikums einen beträchtlichen Bedarf an dokumentarischen Bildern. Wir konnten diese Neugier

bedienen, zu einer Zeit, als es noch keine Kulturreiseangebote und keine Charterflüge gab.“
(Cartier-Bresson 2020, S. 149)

Cartier-Bresson kannte im Jahr 1986 noch keine Digitalphotographie, erst recht nicht mit Smartphones. Die Welt erlebte unterdessen eine photographische Explosion, die jedoch mit der Klasse eines herausragenden Photographen nichts mehr gemein hat.

Ob Photo, Film, Gemälde, Metapher – unsere Welt ist be-, ver- oder zerbildert, der nahezu vorurteilsfreie Blick der „alten“ Magnum-Photograph*innen geht verloren. Unsere emotionale Verarbeitung lässt uns sehen oder blind sein gegenüber ungezählten Bildern. Bilder sind nicht Bilder in der Perzeption, weil Beliebigkeit in ihnen und durch sie scheint. Aber nicht durch alle, denn soziale und kulturelle Gehalte lassen sie interpretativ bis hin zu Symbolen werden. Je geringer die Tiefe ausfällt, desto wahrscheinlicher liegt der universellere Schlüssel zur Interpretation offen. Bilder bewegen, Bilder decken auf, Bilder manipulieren, auch Sprach-Traum- und Gedankenbilder. Rein privat codierte Bilder fallen wegen des determinierenden Punkts aus vielen aufgezeigten Kategorien heraus, weil der Sinn in einer Zurschaustellung liegt. Werbephotographie als qua Anspruch (zwar geleugnetes) manipulierendes Medium auf einem höheren technischen Niveau folgt einen sehr ähnlichen Sinn, denn die Produkte auf den Bildern sollen gewinnbringend an Frau und Mann gebracht werden.

Wer Bilder nur sieht, versteht deren Sinn nicht. Die eine Seite des Bildes, dass es im Kopf der Betrachtenden entsteht, ziehe ich bereits heran. Aus einem Bild entstehen viele Bilder. Nur über eine Beschreibung, die auf gemeinsam getragenen Worten aufbaut, vielfältige gemeinsame Interpretationen einbezieht, kann sich ein nahezu denkungsgleiches Bild im Prozess der beteiligten Köpfe entwickeln. Das Gerüst findet aus der alten Parallelisierung eine gemeinsame Offenlegung. Wenn hingegen eine pauschale Verdammung eines Bilds mit dem Tenor erfolgt „Das ist nichts!“, wissen wir, dass ein Nicht nicht existiert. Das Nicht gibt es nicht es verkörpert immer Etwas. Wenn wir auf einem Bild nichts entziffern können, gibt es etwas, das Betrachtende nicht zu bezeichnen wissen. Das emotionale Etwas, das unspezifisch bleibt, weil es nicht verbalisierbar ausfällt, wird „Nichts“ genannt. Nichts bedeutet einerseits beispiellos, ohne vergleichendes Wie und andererseits das Nicht-Wissen-Wollen oder das Nicht-Wissen-Können. Wissen ist als reflexiv zu begreifen. Wenn ich nichts weiß, weiß ich immerhin, das es etwas geben muss.

Wissenslücken bauen zunehmend auf nicht-linearen Prozessen auf. Wir wissen, dass es eine Klimakatastrophe geben wird, wir können jedoch noch nicht exakt beurteilen, wie sich die Natur prozessual en detail verschieben wird. Beispiellosen Vorgängen können wir begegnen, aber

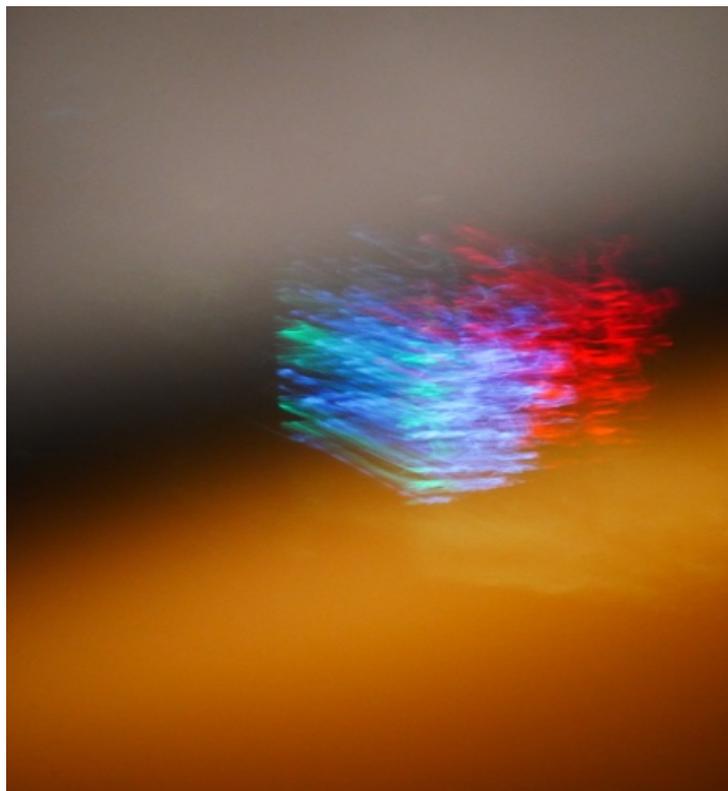
wir können sie – wie den Klimawandel - nicht linear einschätzen; das Unbekannte, das als zukünftige Lücke sichtbar, aber nicht fassbar erscheint, bleibt de facto unkonfigurierbar, steht signifikant heute für das materielle Nichts, denn irgendetwas wird da sein. Die nicht-lineare Logik steht hingegen für alle Fragen, die aktuell nicht beantwortbar sind, weil das dazugehörige Wissen noch nicht in der Welt erschlossen ist; vor allem nicht erschlossen werden kann.¹⁶ Günther Anders (Die Zerstörung unserer Zukunft, Zürich [1984] 2011) und Ulrich Beck (Weltrisikogesellschaft, FfM 2006) bezeichnen diesen Zusammenhang auch als Zunahme von unbekanntem Nebenfolgenwissen in der Postmoderne. Das unbekanntes Nebenfolgenwissen steht in dieser Logik vor dem klassischen Weltwissen. Die nicht zu beantwortenden Problemstellungen weisen in ein alltägliches Nichts, das bei näherer Betrachtung eine materiell gefüllte Leerstelle für vielleicht zukünftiges Wissen verkörpert. Das Nichts als materiell Vorhandenes als eine Noch-Leerstelle, weil der Inhalt unbekannt ist, charakterisiert einen flottierenden unsichtbaren schwarzen Punkt in einer schwarzen Masse. Auf Bilder bezogen heißt das, sie enthalten für uns alle leere Flächen, die ein Nichts verkörpern, welches für uns unbewusst verbleibt, sich bewusst darstellt oder deren Nichts eine andere materielle Füllung bekommt.



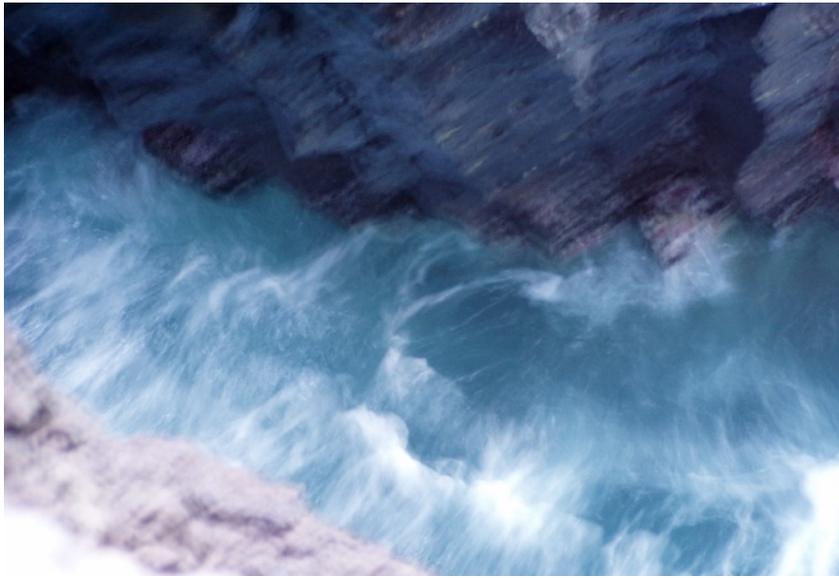
¹⁶ Das St. Florians Prinzip obsiegt in der Realität des Abendlandes. Einerseits schauen Menschen weg und negieren einen Klimawandel; andererseits betreiben weite Teile der „alten“ Opinionleader und deren willfährige Supporter Symbolpolitik, indem sie Brosamen liefern. Ohne massive Änderungen erleben insbesondere junge Menschen eine im Gestrern und heute produzierte Unfreiheit, weil heute dem Hedonismus gefrönt wird. Die Erfahrungen der meisten Alten fußen auf einer überkommenden Idee des Machbaren.

Durch Erklärungen wandeln sich subjektive Interpretationen in vermeintlich verobjektivierbare Fakten oder ein neues Bild entsteht oder die selbstbestimmte Interpretation geht verloren oder die Selbstbestimmung der Interpretation erreicht ein höheres Level oder das eine Nichts verschwindet, um neues Nichts zu verorten. Ein großes Problem entsteht, wenn individuell und gesellschaftlich betrachtet hinter Neuem keine Bilder existieren.

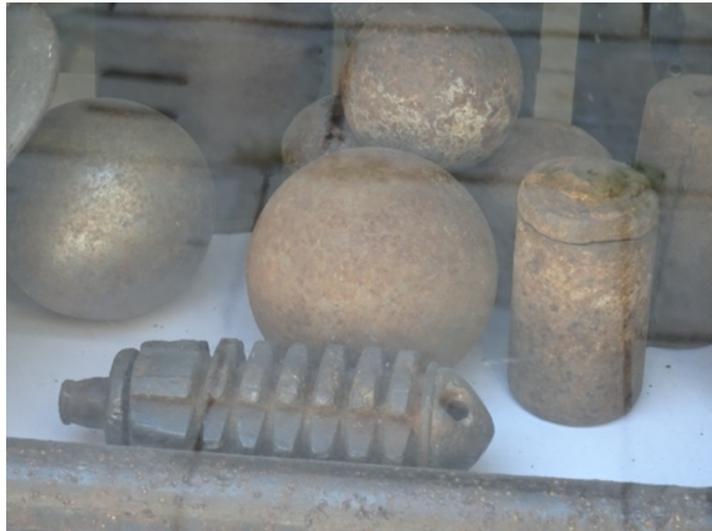
Shoshana Zuboff schreibt in ihrem Buch „Das Zeitalter des Überwachungskapitalismus“ (FfM/NY 2019) sinngemäß, dass der Siegeszug des Überwachungskapitalismus nur deshalb so fulminant vorangekommen ist, weil er ‚beispiellos‘ ist. Wir können also dazu keine Bilder produzieren, keine Metaphern anlegen, ihn uns nicht erklären. Das Wie fehlt zur Einordnung. Ähnlich erleben wir solche Leerstellen in uns völlig unvorstellbaren Gebieten. Wir stochern im Nebel und schließen die Lücke mit einer schiefen Konstruktion unserer Welt. Wir sehen vielleicht das transatlantische Telefonkabel, wenn wir über Facebook reden. Also: Sprachbilder oder Metaphern sind nicht nur aus dem Zusammen gerissen, sondern schließen Lücken entsprechend total schief wie subjektiver Vorstellungen, die unsere Wirklichkeit zementieren, aber garantiert nicht zukunftsfähig sind.



der Kunst, das bisherige Entwicklungsstränge konterkariert, unterliegt demselben Phänomen. ‚Wo nichts ist, kann nichts sein‘, lautet ein leicht abgewandelter Slogan, der viel Wahrheit transportiert. Wenn Anknüpfungspunkte fehlen, erfolgt eine emotionale Aufnahme oder Ablehnung, die in irgendeiner Form die aktuelle Stimmung beeinflusst. Eigene Vorurteile bringen in der Folge eine schiefe Aufnahme auf der Ebene des Bewusstseins hervor. Das Nichts blüht, bekommt ein plakatives Nichts aufgestempelt, bleibt averbal wie unverstanden.



Hinter Metaphern, auch Photos stehen Bilder, die sich nicht immer, nein, nie für alle erschließen, deren Charakter unklar, nicht erfassbar oder nur anders ausfällt. Blumenberg betont die Gestrigkeit der Metapher (s.o.), aber Sprache wie Bilder sind immer auch gestrig, weil der Sprachwandel einen Seinswandel der Menschen einer Gesellschaft benötigt. Bis auf sehr wenige Ausnahmen leben wir grundsätzlich im Gestern, denn wir ziehen unsere Erkenntnis aus der Vergangenheit, transponieren sie im Idealfall in die Gegenwart, die in der Realisierung dessen schon wieder Vergangenheit ausstrahlt. Erfahrung zeitigt in diesem Sinn Gestriges, das fälschlicherweise als Gegenwärtiges oder Zukünftiges übertragen wird. Das Gestrige selbst zeigt sich keineswegs statisch, denn unsere aktuelle Eingebundenheit lässt uns anders interpretieren als unsere bis dahin verstandene Vergangenheit. Oder: Interpretation ungleich Interpretation durch Emotion und zusätzlich Erfahrung aus der Zwischenzeit. Das verworfene oder idealisierte Alte bekommt neue Bilder. In Arno Geigers Roman „Unter der Drachenwand“ (2018) werden nicht nur die Gräuel des Krieges aus dem Jahr 1944 in Mondsee (Österreich) erzählt, sondern die Deformation des menschlichen Seins, die Verrohung als Normalität, als Prinzip aufgezeigt.



Bildhaft und gleichzeitig als Metapher gegen den Krieg wird mit einer Hauptperson (Veith) folgende kurze Passage eingeflochten, die sich aufgrund einer Überprüfung der Wehrfähigkeit in Wien ereignete:

„Beim Frühstück dachte ich daran, dass in der Wohnung der Eltern nicht das vertraute Aussehen der Dinge die Oberhand hatte, sondern die Fremdheit des ehemaligen Vertrauten. Ich war beklommen. Dass ich kein Zuhause mehr hatte, und begriff wieder, dass mir der Krieg nicht nur sechs Jahre genommen, sondern mich aus allen Gewohnheiten gerissen hatte. Die Möbel und die Bilder an den Wänden waren während meiner Abwesenheit zu Gerümpel geworden.“ (Geiger 2018, S. 430)

Ohne die Dramaturgie des Krieges wäre diese Passage nicht so eindrucksvoll, doch durchschnittlich für uns alle. Unsere emotionalen Erinnerungen bestehen nicht nur aus Bildern allein, also wie sieht das Wohnzimmer aus, sondern wir betreten nach längerer Zeit einen uns sehr vertrauten Raum und stellen plötzlich fest, das er uns die Luft zum Atmen raubt. In der Folge interpretieren wir nicht nur die Räume neu, denn selbst unsere eigene Geschichte, unser Blick auf diese Teilwelt bekommt eine andere Färbung. In Situationen, denen ein geregelter Kontinuum fehlt, treten derartige Neukonstruktionen – zwar graduell unterschiedlich – zwangsläufig auf.

Die Frage, die neben Zeitbezügen noch aufzuwerfen bleibt, bezieht sich auf unterschiedliche Interpretationen aufgrund von Milieu, Alter und Geschlecht, denn Sprache, Bilder, Denken hängen an der sozialen Frage wie dem Zeitpunkt des bewussten Eintretens in die Welt. Damit meine ich konkret zum Beispiel den Wandel von Kunst im Alltag oder in der Kunst selbst. Marcel Duchamps stellte 1917 ein Urinoir mit dem Titel „Fountain“ als Kunst aus. Die Rezeption wandelte sich majoritär über die Jahrzehnte von einem Skandal zu Gleichgültigkeit.

Joseph Beuys mit seinen Fettinstallationen (1967), Honigpumpen, Badewannen oder Banksy wandelt sich vom „Schmierfink zum Kunststar“ ... Bevor die Museen didaktisiert wurden, gab es kaum Erklärungen, aber wenn ein früherer Skandal oder etwas nur Neues Bezüge für Späteres eröffnete, funktionierte für „Eingeweihte“ das Metaphorische ebenso wie das vergleichende konkretere Bild des ‚Wie‘.



Heute sind durch die eventisierende Öffnung der Museen fast alle Besucher*innen aufgeschmissen, wenn es keinen Guide gibt. Demokratische Öffnung und ein anderes Bildungsverständnis haben die alten Tempel des versteckt Elitären zu Orten einer anderen Verwertung werden lassen. Diese willkürlichen Beispiele zeitigen, dass Kontext- Zeit-, sozialer Wandel Interpretationen verändert. Auch die beliebige Reproduktion von Kunst verändert Kunst, zerstört den Ort, lässt Beliebigkeit entstehen (Walter Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, FfM [1936] 2007). Die Allesverfügbarkeit in der heutigen optionalen Gesellschaft führt zu einem extremen mentalen Bedeutungswandel, entwertet Ort und Original. Cartier-Bresson versuchte Motive einzufangen, die er erst für sich erschloss und ablichtete, bevor er sich andere Photos dazu ansah (s. Cartier-Bresson 2020, S.39). In einer Publikation zu Jugend aus dem Jahr 2011 benenne ich einen Abschnitt „Eigensinniges konstruiert fremdsinniges Foto“ (Lutz Finkeldey/Barbara Kotte: So sind die also, Hannover 2011). Bilder bekommen eine außenbetrachtete Eigendynamik, wenn sie den Bezugsrahmen im Moment des Abdrückens verlassen. Das Bild im Kopf fächert sich in viele Bilder der Betrachtenden auf. Der Verwendungszusammenhang ergibt die offizielle, der

subjektive Faktor die inoffizielle Interpretation, wobei die Schwarmintelligenz nicht richtig liegen muss.¹⁷

Fingerübung mit Expertise

Während Beratungen von Politiker*innen oder allgemein Konferenzteilnehmer*innen blüht oft Carl Valentin auf, denn „es“ wurde zwar schon alles gesagt, doch „ich“ war noch nicht an der Reihe. Neben üblichen Genervtheiten wegen solcher Situationen stecken viele Bildmomente in dem Satz. Eine Option füge ich ein: Bei dem Wort „Beratungen“ kommt uns optisch eine selbst erlebte Beratungsrunde schemenhaft in den Sinn, bei „Politiker*innen“ ploppen bestimmte Gesichter im Hintergrund auf, bei Namen, deren Persönlichkeit wir dahinter nicht kennen, entstehen Assoziationen zu Bekannten, bei „es“ assoziieren wir einen von uns plastifizierten Inhalt, bei „noch nicht an der Reihe“ fällt unmittelbar Schlangestehen im Geschäft etc. auf und bei „Reihe“ entstehen Vorträge, Diskussionsbeiträge usw. vor dem geistigen Auge. Die eine von möglichen vielen Gedankenketten oder Einzelbildern, die ich dargelegt habe, könnte mit dem nächsten und jedem Satz fortgesetzt werden, denn die deutsche Sprache fällt nicht nur extrem durch Bildproduktion, sondern auch durch starke Bildhaftigkeit auf.¹⁸ Denken, Nachdenken, Reflektieren, Analysieren können wir nur, indem wir uns einer Sprache bedienen, innere Bilder verbalisieren. Sonst bleiben wir im Atheoretischen stehen und leben ausschließlich nach unseren Sinnen. (s.o.) Das wäre so etwas wie ein extremster Autismus.

„Ich bin ein visueller Typ. Ich begreife durch die Augen“ (Cartier-Bresson 2010, Klappentext)

Mein olfaktorischer Sinn verirrte sich während meines Studiums vom Sommer direkt in den Winter. In der Nähe meiner Wohnung produzierte eine Keksfabrik im Sommer die Weihnachtskekse, deren Duft mich in den ersten Tagen verwirrte. Umgekehrt erlebte ich den Sommer aufgrund der Kekse nicht im weihnachtlichen Winter. Nur eine kurze Spur legte der Keks, denn mir fehlte die warme Sonne. Das sich windende und wandelnde Ambiente schlug mir die eine oder andere emotionale Finte ... bis das emotionale und kognitive Wie wieder die

¹⁷ Für Schwarmintelligenz gibt es viele positive Momente anzuführen, doch sie kann ebenso konträr ausfallen, wenn beispielsweise die Menschenrechte mit Füßen getreten oder Kriege geführt werden. Gerade im menschlichen Handeln spielt Vernunft – bzw. das Akzeptieren dieser – die tragende Rolle. Kulturelle Werte von Menschen determinieren letztlich Schwarmintelligenz. In der Tierwelt gelten andere „Überlebensgesetze“. Die Herde überlebt nur mit gesunden Gliedern.

¹⁸ Bildhaftigkeit – Bild: Vorbild, Muster, Abbild - Haft – haften – hängen bleiben, festhalten, Leibeigenschaft. Sehr deutlich wird das deutsche Spezifikum „Bild“ in medizinischen Berufen: Hautärztin. Innere Medizin ... In anderen abendländischen Sprachen steht meist der lateinische Begriff im Vordergrund.

Regie übernehmen. Primäre und sekundäre Wahrnehmung liefern sich einen Streit, der nach einer Lösung schreit, die Sinne zu vereinen.

Geschmack beim Essen unterliegt nach Pollan der Sinnlichkeit, der Geschmack „steigt auf“, findet ein Wort oder bleibt sinnliche Erfahrung. Auf alle Fälle erfährt der Geschmack eine primäre Materialität.

„Beim Handgeschmack handelt es sich (...) um weit mehr als den bloßen Geschmack. Es ist die unendlich komplexere sinnliche Erfahrung eines Nahrungsmittels, das die unverwechselbare Handschrift des Individuums prägt, die Sorgfalt, Überlegung und Kreativität, die es in seine Herstellung legte.“ (Pollan 2014, S. 471)

Pollan, ein Journalist, der sich auf ungewöhnliche Weise, nämlich der Neugier zur Essenszubereitung, zu einem Kochfachmann entwickelte, indem er punktuell in die „Lehre“ bei Expert*innen ging, schafft über den Neologismus „Handgeschmack“ ein Bild, das uns allen inhärent vertraut ist. Dadurch dass wir den Teig kneten, das Gemüse bereiten, den Fisch filetieren, wird die „einfache“ Kocherfahrung der gekauften (Vor-) Produkte aufgemischt. Kochversuche oder noch tiefer Kochexperimente definieren unseren Prozess der Zubereitung neu, weil wir etwas in das Bewusstsein heben, das „da“ ist, doch nur vorsprachlich verfügbar war. Kochmetaphern bekommen darüber auch andere Konnotationen. Einfach formuliert: Aus Kochen wird in den Augen Pollans die Natürlichkeit als Künstlerisches. An dieser Stelle entspringt ein Bild zu Gender. Frauen kochen überdurchschnittlich häufig zu Hause. Männer reden bei gleicher Leistung gern davon, was sie für außerordentlich gute Köche seien. Frauen machen, Männer zelebrieren. In der Verfeinerung der Küche sehen sich – fälschlicherweise – die Männer vorn. Die Grundlagen ihrer genialen Kochideen finden sie oft in der Kladde der Großmütter. Männer sehen sich schneller und eher als Experten.



Die Expertin ist bescheidener. Das sind Standbilder, Vorurteile im Kopf zum Kochen. Die emotionale Wirksamkeit heimlicher Bilder determiniert weite Teile des Alltagsgeschehens und steckt im Vorurteil fest. Erst andere erfahrbare Bilder können eine Öffnung hervorrufen. Was bleibt nach diesem Kochkurs? Die besondere Ausprägung von Sinnen determiniert und erschließt die Wahrnehmung zur Welt, die Sprache aber bildet das Metier sich die Welt anzueignen oder untertan zu machen. Im Habitus des Menschen liegt der persönliche Schlüssel, der gesellschaftlich, vor allem milieuspezifisch geworden ist. Die generelle Interpretation zu irgendwem, irgendetwas in vertiefender Hinsicht gibt es immer seltener, obwohl viele Menschen sich das Gegenteil wünschen werden. Also geht es um eine Bandbreite von Verständigung in Austauschprozessen, die allgemeiner getragen sein muss. Das Gesagte entspricht nie exakt dem Gemeinten, das Gehörte und Verstandene nie dem Gesagten. Ob nah, ob fern: Bildhaftes und Bilder stehen an erster Stelle der subjektiven Wahrnehmung und sind der Vorurteilssphäre zuzuordnen. Über Sozialisation entwickeln sich Ich und Wir, wobei das Wir das Ich in der sozialen Einbindung konfiguriert, aber immer mehr an den Regiestuhl (erzwungener) Individualismus abgibt. Ein großer Kuchen aus Tortenstücken wandelt sich zu vielen Keksen.

Bilder der Verständigung

Kein Text, keine Photogeschichte kann objektiv sein, denn jedweder Ausgangspunkt unterliegt der Wertsphäre. Die Facetten des Genres binden oder stoßen ab. Die Aufmachung des Mediums, in dem der Text erscheint, trennt ebenfalls. Manchmal reicht ein Wort, eine Metapher, um dafür oder dagegen zu sein. In einer Sitzung nahm ein Kollege das Wort „Kapitalismus“ in den Mund. Ein sich wichtig fühlender Teilnehmer wollte wegen dieser „ideologischen Entgleisung“ den Saal verlassen, war nur mit „Engelszungen“ zu besänftigen. Vor 40 Jahren war mein Kollege die persona non grata, heute diskreditierte sich der empörte Teilnehmer in den überwiegenden Runden selbst. Subjektive Prozesse, die objektiv vereinnahmt werden, determinieren das alltägliche Leben. Also ist auch die Lesefähigkeit betroffen. Unterschwellig dient der emotionale Haushalt als „Lesehilfe“: Gefällt mir der Stil, die Beweisführung, wird mein Bildungshorizont getroffen, kenne ich die*den Autor*in oder bin ich überhaupt in der Stimmung, die Abhandlung aufzunehmen.

Die Idee der „Trennung im Kopf“ stammt von Ethnologen à la Claude Lévy-Strauss, Clifford Geertz und Ronald Hitzler: Konversion des Blickes oder ein Sich-Hinein-Versetzen in das Stadium der künstlichen Dummheit. Einfacher: So weit es irgend möglich ist, die eigenen

Vorurteile ausschalten, indem eine intensive Befassung mit der Materie vor dem Hintergrund der eigenen Vorurteile erfolgt sowie eine Qualität des Zuhörens und Abgleichens des Gehörten aus Sicht der Sprecher*innen zu erreichen. Die Araber*innen, die Asiat*innen, die Deutschen existieren – wie auch Gegenständliches – nur in unserem Kopf. Wer kennt die deutschen Bäder, Schlafzimmer, Wohnzimmer vom Interieur her? Haben alle eine Regenwalddusche, ein großes Bett, ein Ledersofa oder eine fünfstellige €-Küche?



Die Einordnung von Metaphern und Photos bleibt ein universelles Phänomen, das kulturspezifisch, temporär, bildungs- wie erfahrungsspezifisch ausfällt. Menschen schreien heute nach Individualität, leben jedoch identitätsbezogen in einer vermassten Individualität mit Einsprengeln des tatsächlich Individuellen. Dennoch sehen sie sich gern mit ihrer Interpretation der „Welt“ als Maßstab aller Dinge und Menschen an, die objektiv allen Problemen begegnen. Was aber soll mit diesem Widerspruch geschehen. Klar, er sollte aufgelöst werden – aber wie? Letztlich klappen Näherungen nur auf der diskursiven Ebene. Ein fragendes Verständnis zur Herstellung gemeinsamer Erfahrung ermöglicht es Menschen, als Medium für Gemeinsames zu wirken; dieser Schlüsselcharakter kommt dichten Denk- und vor allem Lebensgemeinschaften zu. Menschsein kennt das Soziale, das einer Determinante gleichkommt. Aus einem zunächst scheinbar beliebigen Laut, Bild, Geschmack, Gefühl oder Blick entsteht etwas Gemeinsames als Ideelles oder Materielles. Das ist der Weg, den die Ethnologie ex post beschreitet, den jedes Baby zunächst experimentell vollführt, erkrabbelt und als Zweifüßer fortsetzt. Zunächst ist für das Baby alles neu, es kennt noch keine Interpretationen, um das Feld zu erobern. Trial and Error als Erkundungsmerkmal.

Dieser Gedankengang findet in einem späteren Abschnitt eine Aufnahme mit allgemein Bildhaftem, das von Elefanten, dem Meer, dem Sport in Text und Bild getragen sind. Die

Grundaussage bleibt dieselbe – nur die Verarbeitung oder Verpackung differiert. Über diese andere Aufmachung ergeben sich dennoch andere Inhalte, weil das Transportmittel Emotion mit Sehen, Sprache, Geruch, Geschmack, Gehör und Haptik differente Assoziationen bis hin zu komplett neuen Ideen hervorruft. Der Zielhorizont der Texte und Bilder liegt vornehmlich in ihrer emotionalen, atheoretischen Aufladung. Selbst Literatur- und Kunstkritiker*innen müssen sich zunächst künstlich von ihren „Ohs“ und Ahs“ trennen, um ihr erlerntes Instrumentarium „Sprache mit Stilkunde und gesellschaftlicher Wirkung“ hervorbringen zu können. Ein Konglomerat zwischen Emotion und Kognition entsteht in der geäußerten Erkenntnis. Ein Vortrag kann nur so gut sein, wie emotionsbasierte Bildungshorizonte als soziokulturelle Zeichen von allen zumindest annähernd verstanden werden. Rein emotionale Vorlieben wirken wie sehr ähnliche virtuelle Räume. Begriffe, Bilder, Metaphern eröffnen nur dann Gemeinsames, wenn der soziokulturelle Raum qua inkorporiertem Kapital (Bourdieu) in seiner komplexen Realität geteilt und nicht als ein „Als-Ob“ vorgegaukelt wird. Sehr schnell merken die Umstehenden Fremdheit, weil die unsichtbaren Zeichen nicht für sie stimmig wirken.

Genus und Gender im Wandel

Genus bezeichnet das grammatische Geschlecht, Gender das soziale Geschlecht. Gender zeigt sich gegenüber Genus als offeneres System. Ein gesellschaftlicher Wandel bahnt sich über soziale, technische und ökonomische Strömungen an. Letztlich sind sie nie voneinander zu trennen, obwohl, wie ich an anderer Stelle schreibe, das Soziale prioritär sein muss, denn Technik und Ökonomie sollten aus Menschenrechts- Klimaschutzgründen zuarbeiten. Das menschliche Geschlecht kann nur überleben, wenn nicht Egoismen oder Kollektivismen alles verhindern oder gar zerstören. Emotionen sind aller Änderung Anfang.



Ob es sich um ein Gefühl der Unterdrückung handelt, das ein Individuum selbst erfährt oder ob es über Sprache „geweckt“ wird, ist auf den zweiten Blick unerheblich, denn es führt zu Aktion. Mögliche Aktionen lassen sich in direkte und/oder mittelbare Bedürfnisse fassen, deren Ort privat-politisch oder gesellschaftspolitisch ausfällt.

Bei der Wahl des Genus' steht zumindest bei alltäglichen Benennungen größtenteils der Zufall Pate. In romanischen Sprachen finden sich – wie wahrscheinlich in anderen ebenso - kulturelle Entlehnungen zu Gottheiten, die zu einer Attributierung des Genus führten. Warum es aber „die“ Gabel, „der“ Löffel, „das“ Messer heißt, kann niemand beantworten. Kulturell plausibel fällt es bei „die“ Mutter, „der“ Vater aus oder bei „das“ Kind als Sächlichem? Kinder werden in dieser alt hergebrachten Terminologie nicht als kleine Menschen betrachtet, sondern als Sache. Diese Form der Entmenschlichung, des Raubens einer Identität hat bisher zu keinem Schrei der Empörung geführt.¹⁹ Experimente in Spanien und Frankreich, wo es jeweils nur zwei Singularartikel gibt, haben ergeben, dass das Genus dennoch untergründig im Bewusstsein der Menschen als Gegebenes eine große Rolle spielt. Menschen wurden eingeladen, um – wie ihnen die Versuchsleiter*innen sagten – für einen Zeichentrickfilm mit sprechendem Besteck Vornamen zu finden. Vornamen für Gabel, Messer, Löffel u.a. sollten benannt werden. In sehr großer Mehrzahl fand sich das grammatikalische Genus wieder.

Eine Brücke wird im Französischem als „massiv“ gesehen (le pont), in Deutschland eher filigran (die Brücke). Eine Korrelation zwischen Artikel und Nomen kann nicht geleugnet werden, wenn künstlich ein Pendant gesucht wird, obwohl die Artikel willkürlich gesetzt wurden. Eine letztendlich künstliche Übertragung des Geschlechtlichen auf den Gegenstand scheint kulturell ex post sicher. In der englischen Sprache gibt es nur einen Artikel, so dass das Genus aus dieser Sicht klar ist. Dennoch tragen die meisten Sprachen das männliche Herrschaftssystem in sich, das nicht nur symbolisch - sondern de facto – die Frauen als minderwertig kategorisiert. Die Frauenbewegung kämpfte sehr erfolgreich gegen die männliche Vorherrschaft, die dennoch weltweit löchriger oder komplett am Ruder steht. Noch einen Schritt weiter in der Frage des sozialen Geschlechts geht die LGBTQIA+-Bewegung.

"LGBTQIA+" („Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender, Queer, Intersexual, Asexuell, +“ [für noch nicht bekannte sexuelle Orientierungen]), auf deutsch "Lesbisch, Schwul, Bisexuell Transgender, Queer, Intersexuell, Asexuell" (LSBTQIA+) bedeutet, dass sich Menschen, die sich nicht einem Geschlecht zugehörig fühlen, die gleichen Chancen einer

¹⁹ „Das“ Fräulein, ebenfalls eine Sache, die Jüngfräulichkeit bis weit in die 1960er mit sich führen sollte, lebt heute ein Schattensein in der Sprache. „Das“ Mütterchen, das eine alte Frau (nicht Dame) bezeichnete, könnte mit dem Fräulein und dem Kind darauf verweisen, dass Geschlechtlichkeit als das Ausleben körperlicher Sexualität gekoppelt ist. Ein Vorher und Nachher vergegenwärtigt in dieser Logik ein asexuelles Wesen. „Männlein“ oder „Herrlein“ haben gegenüber der „Jungfrau“ als Bezeichnungen im Schatten gestanden, nicht als offizielle Anrede gedient.

Identitätsentwicklung mit ihrer Sexualität bekommen wie die klassischen Heterosexuellen. Jegliche gesellschaftliche Veränderung läuft asynchron. In der Frage um Gleichberechtigung von Frau und Mann gibt es nach wie vor Bilder in den Köpfen der Menschen, die Gleichberechtigung nicht wollen oder sie nicht leben können, weil sie bewusstseinsmäßig nicht oder nur wenig davon berührt sind. Tradierte Bilder, wie ‚die Frau gehört an den Herd‘ oder die ‚Frau entstammt der Rippe des Mannes‘ sind bildlich in den Köpfen – meist der Männer – noch immer eingemeißelt. Qua Sozialisation geschieht die Übertragung noch existenter Werte und Normen, die in der Öffentlichkeit anders pointiert werden. Das Kind lernt zunächst nicht kognitiv, es ahmt (später) nach. Das betrifft bei weitem nicht nur die heimlichen Erziehungsziele, sondern die ungewollten Anteile des Habitus‘, das Inkorporierte der Eltern. Kognition, Emotion und Verhalten stehen im Widerspruch. Das tradierte und nicht überarbeitete Bild im Kopf des Mannes sagt ihm, dass er nicht für die Hausarbeit geboren sei, sondern als Jäger seinen Mann stehen müsse. Die Frau fühlt sich als bessere Erziehungsperson, weil der Mann nicht einfühlsam genug sei. In persönlichen wie gesellschaftlichen Krisenzeiten finden solche Bilder meist Verstärkung, weil durch die Verengung des Horizonts überwunden geglaubte Geschlechterbilder als „Sicherheit“ durchbrechen.

Die Diskussion um Kinderaufzucht, Haushalt und Gesellschaft bekommt zwischen der Innen- und Außenbetrachtung nicht nur oberflächlich Brüche. Der Hausmann, steht für Emanzipation, doch sein Bild in der Öffentlichkeit bleibt diffus, scheint noch recht fremd. Die blonde Frau trägt in den Köpfen der Männer das Image einer Blondine, also das Dummchen.



„Aber Männer interessieren sich nicht wirklich für lebendige Frauen, sondern eher für ihr Bild von Frauen, für ihre Projektionen und Fantasmen.“ (Alice Schwarzer, Projektion in der Ausstellung „Hure oder Heilige. Frausein in Italien“, 2022)

Lange Rede, kurzer Sinn: Eine Gesellschaft existiert in vielen Parallelwelten, die entsprechend des sozialen Kapitals ihrer Träger*innen neue Politikprozesse in Gang setzen, Missstände skandalisieren können. Das eigene Bild, gepaart mit wahrgenommener Kollektivität, lässt neues Illustratives entstehen, das vor allem massenhaft funktioniert. Das Individuelle, das fragmentierte Wir in einen gesellschaftlichen Aufbau von Macht zu entwickeln, wie es der Frauenbewegung oder der AKW-Bewegung gelang, bedeutet neue Bilder entwerfen zu können, damit ein anderes Wie entsteht. Auf eine Utopie folgt die konkrete Utopie, die im Prozess des Implementierens des ursprünglich Außerparlamentarischen in das Politikgeschehen weitere Federn lässt, doch letztlich erst Akzeptanz ermöglicht.

Das „Dilemma“ der LBGTQ- Bewegung liegt u.a. in fehlenden Akzeptanzbildern aus der Masse der Gesellschaft. Schwule und Lesben waren bis 1994 (Endgültige Abschaffung des §175) zudem noch mit Strafe bedroht. Ein Vorteil der LBGTQ-Bewegung, die ansonsten massenhaft belächelt oder beschimpft wird, weil ihre sexuelle Orientierung nicht unter Strafe steht. Ich erinnere mich noch sehr gut an gesellschaftliche Konventionen, die Lesben und Schwulen gegengeschlechtliche „Bekannte“ aufgezwungen haben, damit sie nicht „auffielen“. Reihenweise führte das Leben im Schatten der Gesellschaft zu Vergewaltigungen, die im Dunkeln blieben, weil bei Anzeige Gefängnis die Folge gewesen wäre. Bilder in den Köpfen tragen selbst heute noch insbesondere für Schwule negative Züge. Die Priesterkaste der Katholischen Kirche als Mahner des Gestrigen trägt dazu bei. Die in der Öffentlichkeit thematisierte eigenbestimmte Sexualität der LBGTQ-Community kennt „auf dem anderen Ufer“ (Gustaf Gründgens) noch kein Wie. Bilder in den Köpfen reichen von „Zirkus“ bis „O.k.“, wobei der Zirkus z.T. medial von LBGTQ-Vertreter*innen selbst mitinszeniert wird. Es bleibt zu hoffen, dass ähnlich wie bei Lilo Wanders und anderen (nicht-) öffentlichen Personen, alle Bilder, die der Identität der anderen Sexualität entsprechen, in die Köpfe der Mehrheit der Bevölkerung wandern. Allerdings wird das, wie zur Frauenbewegung aufgezeigt, noch mindestens drei Generationen bei vielen Menschen dauern.

Heute erlebt ein Teil der „normalen Bevölkerung“ andere sexuelle Orientierungen außer Heteros als fremd. Sie lehnen etwas ab, was sie nicht kennen. Ein Phänomen, das aus der Rassismusdebatte sehr bekannt ist. Sie kennen persönlich niemanden, vielleicht auch eine Ausnahme, sehen Inszenierungen in visuellen Medien und sind vorurteilsstabil.

Historische Bilder

Durch den Nationalsozialismus in Deutschland gerieten qua Neubeginn viele innere Bilder in der inneren Versenkung, obwohl sie noch schrien, nach außen drängten. Sie mussten vor der neuen Gesellschaft, wie unbekannt sie in ihren gewohnten Alltag eindrang, versteckt werden. Die direkte Nachkriegszeit war ein einziges innerliches Chaos, das die ideologischen Probleme noch fast überlappte, doch viele bastelten schon an ihrer neuen Biographie, um wieder „wichtig“ zu werden. Die Balken bogen sich, waren kurz vor dem Zerbersten, denn der „Stunde Null“ galt es gewunden, gewaschen, weichspült und keimfrei beizutreten. Das waren die höheren Schergen, die nach Paraguay und Argentinien mit ihrer Ideologie verschwanden. Der kleine Mensch von der Straße sah sich eher vor anderen Problemen. Menschen, die im Tausendjährigen Reich aufwuchsen, kannten keine anderen und waren nach der Kapitulation um viele Bilder, die ursprünglich öffentlich waren, beraubt. Sie mussten sie verstecken, ihrer inneren Sprache zuweisen. Nur „entre nous“ konnte in der Vergangenheit geschwelgt werden. Dieser Bilderraub als reine Brucherfahrung, als Zerstörung der alten Identität, gehört kritisiert, denn so gelangt unterschwellig das Verbotene in die Kategorie des Interessanten. Neues muss erlernt, kann nicht der Gedankenlosigkeit des „Schwarz-Weiß-Denkens“ überstellt werden.

Ein Teil der deutschen Faszination der Rechten liegt darin begründet. Für emotional basierte Bilder, die gesellschaftlich als undemokratisch eingeschätzt werden, müssen ebenso Übergänge geschaffen werden wie für Erkenntnis allgemein. Leni Riefenstahls Film „Triumph des Willens“ (1935) zum Nürnberger Reichsparteitag (1934) war ein Zeugnis monumentaler Massensteuerung, der hervorragend inszeniert ist und Soldatisches mit Lichtsäulen in den Himmel hebt. Verbote ohne verstehbare Gründe sind autoritär und stehen strukturell für Diktatorisches. Solche Fanale mit einer ebensolchen mitreißenden Regie gedanklich zu korrigieren, ähnliche Erlebnisse zu schaffen, die bis tief in den nationalsozialistischen Alltag wirken, ist eine Mammutaufgabe. Im Sport finden sie sich am ehesten wieder, sind öfter gar von alten Ideen getragen. Ein recht positiver Ansatz für Jugendliche nach 1945 bestand in der Entwicklung und Etablierung von Debattierclubs im amerikanischen Sektor. Wie sollen Jugendliche sonst in einer Demokratie leben, wenn sie bisher nur Law and Order kannten, keine eigenständige Identität entwickeln konnten. Ein anderes Beispiel aus der Debatte um lateinamerikanische Straßenkinder: Paternalistisch organisierte Kinderheime verlangten von Straßenkindern, wenn sie zu ihnen kommen wollten, das symbolische Verbrennen aller Kleidung, damit war die Vergangenheit aufgearbeitet, fand keine Berücksichtigung mehr.



Die postkoloniale Debatte zeigt sich für viele Menschen nach wie vor als weitgehend bildgefestigt. Die „alten“ Bilder im Kopf, wie eben für Sexualität und Faschismus herangezogen, sind vom heutigen wissenschaftlichen Standpunkt her rassistisch, freundlicher formuliert: nicht aktuell. Aus Sicht der Weißseinsforschung erleben viele Menschen, dass geliebte Märchenbücher, Kinderbücher umgeschrieben werden müssten, weil beispielsweise das N-Wort vorkommt oder Karl May permanent das I-Wort verwendet. In der Praxis des Einkaufens gibt es noch heute M-Köpfe, die ausgeschrieben werden, die von einer PoC (Person of Color in einer Konditorei Hannovers) verkauft werden. Oder wir begegnen einem M-Restaurant mit M-Saal, die zu Ehren eines M. vor vielen Jahrzehnten in Halle/Saale so benannt wurden. In der Entstehungszeit war das Ursprungsvokabular korrekt, doch im Rahmen des Weißseins multifaktorielle Unterdrückung, die kategorial angewendet wird. Eine Ausnahme ist mit nicht bekannt. Eine weiße Sängerin mit Dreadlocks durfte wegen ihrer zitaterunterdrückenden Frisur nicht auftreten, weil nur Indigene dazu befugt sind. Ein „alter weißer Mann“, ein Historiker, durfte bei einer Veranstaltung nicht über sein Lehrgebiet „Afrikanische Kultur“ sprechen.

„Die Attacken richten sich auch gegen Menschen, die gegen Rassismus oder Sexismus kämpfen, ohne selbst eine der benachteiligten Gruppen anzugehören.“ (Pfaller 2022, S.43)

„Das jahrhundertalte erlittene Leid von gelynchten Schwarzen in den USA sowie den Opfern von deutschen Kolonialverbrechen in Afrika wurde flugs übergeführt und vergeistigt – sozusagen ‚sublimiert‘ – in die Frage, ob vielleicht manche Angehörige von Minderheiten heute durch das Verhindern erfolgreicher Personen wie Schutz oder Bley eher zum Ausstellen ihrer Bilder oder zum Halten wissenschaftlicher Vorträge gelangen könnten.“ (ebd., S. 46)

Cancel Culture lässt sich nicht mehr mit linker Provenienz erklären, sondern eher mit einer falsch verstandenen Solidarität. Diktaturen in Afrika – Uganda, Zaire, Kongo, Ruanda – können als postkoloniale Systeme bezeichnet werden, die von Eliten der PoC menschenverachtend geführt wurden. Sie haben von „uns“ gelernt, das ist unzweifelhaft richtig, doch schon Urbewölkerungen waren sehr kriegerisch, gut „wir“ haben sie zerstört und auf ihrem Aggressionspotential aufgebaut. Wir müssen uns der Geschichte stellen und Konflikte verbal und nicht qua Denkverbot klären. Manifeste Bilder im Kopf verschließen sich einer gemeinsamen Lösung oder alle sind Geisterfahrer.

In einem Artikel für „Die Zeit,“ N^o. 32 vom 4.8.22 wählt Jens Balzer die Überschrift „Ist das alles nur geklaut?“. Kulturelle Re-Aneignung setzt sich zum Ziel Ursprüngliches wieder hervorzubringen. Balzer bezieht sich auf „cultural appropriation, also die Aneignung eigener kultureller Wurzeln. Ob allerdings die Wurzeln tatsächlich nur die eigenen sind oder kultureller Diebstahl nicht zu vermeiden geht, bleibt die große Frage. Mano Chao, eine Gruppe, die sich der Weltmusik verschrieben hat, betitelt einen Song mit „Clandestino“, was so viel bedeutet wie geheim, verborgen, illegal. Die Grundlage der Musik liegt im Raggae und findet die Aufnahme vieler kultureller musikalischer Identitäten. Die Mitglieder der Gruppe entstammen verschiedenen Kulturen, kritisieren den Kolonialismus und stehen für einen eigenständigen Weg in der postkolonialen Welt. Allein Mano Chao, der galicisch-französische Wurzeln aufweist, ist kein Rastafari. Musik und Text unterliegen eindeutig einem emanzipatorischen Weltbild, wobei sie aus vielen Kulturen schöpfen. Sie folgen damit den Wurzeln des Reggae:

„Denn in Wahrheit ist Reggae gar nicht die schlichte Musik einer ‚indigenen‘ Kultur, sondern ein komplexer Stil, der sich aus der Verschränkung afrikanischer, europäischer, nordamerikanischer und karibischer Einflüsse ergeben hat und der in den verschiedenen Arten der kulturellen Aneignung bis heute wirkt.“ (ebd.)

In der Regionalismusdebatte, in den 1970ern, die die innerstaatlichen kolonialen und imperialen Formen der Abhängigkeit aufdeckte und kritisierte, war der Kulturbegriff ebenso umstritten wie heute.²⁰ Um die Frage, ob sich Kultur auf formale Grenzen beschränken lässt, entbrannten hitzige Debatten. Sehr viele Breton*innen lebten in Paris. Die Bretagne selbst, war wie alle Gebiete, die makroökonomisch strukturiert wurden, nicht homogen. Viele Betreiber*innen der Movement Breton waren „Zugereiste“. Spätestens an solchen Punkten

²⁰ s. z.B.: Saint-Laurent, Étienne de (1976): Für eine revolutionäre Ideologie der Region, *Autonomie* Nr. 3, 4/76, München; Calvet, Jean-Louis (1973): *Le colonialisme linguistique en France*, in: Beauvoir, Simone de (Hg.): *Les Temps Modernes*, Paris, S. 324-326 oder als Überblick zum Hintergrund: Arendt, Hannah (1975): *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, Bd. 1 und 2, Frankfurt/Main, Berlin, Wien und J. William Fulbright (1967): *Die Arroganz der Macht*, Reinbek bei Hamburg, (aus dem Amerikanischen von Reinhold Neumann-Hoditz)

wird die Cancel Culture unscharf, weil sie neue hegemoniale Fäden einziehen will, die sie an anderer Stelle negiert. Grundsätzlich liegen auf vielen Kulturen in Vergangenheit und heute Ausbeutungsverhältnisse, die ihre Ursprünge mit Füßen treten oder ausbeuten. Außer in einigen Regionen der südlichen Hemisphäre existieren heute alle Kulturen mit Teilen ursprünglich anderer Kulturen. Was nicht akzeptabel ist und keinerlei Rechtfertigung finden soll, dass Kulturen schamlos ausgebeutet werden. Ob das Musik, Literatur, Kunst, vor allem jedoch die Ökonomie betrifft, darf keinen Unterschied ausmachen. Gleichzeitig darf nicht unterschlagen werden, dass beispielsweise Weiße, wie Mead, Fulbright, Galtung, Krippendorff, Lévi-Strauss, Parin-Morgenthaler, Illich, Troeller und viele mehr in den vergangenen Jahrzehnten Kolonialismus und Imperialismus an den Pranger gestellt und damit überhaupt erst die Diskussionsarena bereitet haben.²¹



Ein Beispiel vor unserer Haustür: Von 1983 bis 1995 arbeitete ich für Arbeitslose, eine Gruppierung, die öffentlich keine Stimme hatte. Ich verstand mich als Übersetzer, der aus der Sicht der Arbeitslosen in Politik und Wirtschaft argumentierte. Es gab wenige Arbeitslose, die mich als Büttel des Systems beschimpften. Für sie hätte ich die Klappe halten sollen, war ein ‚Schmarotzer des Sozialsystems, denn ich lebte auf ihre Kosten‘. Mit Kolleg*innen und der Expertise von Arbeitslosen waren wir erfolgreich bis hin zur Mitformulierung von Stadt- und Landesprogrammen gegen Arbeitslosigkeit. Eine aus der Praxis und der Wissenschaft getragene Analyse von Armut und Arbeitslosigkeit trug in erheblichen Maß dazu bei, Kritik aus Sicht der Arbeitslosen der bilderlosen Öffentlichkeit zu geben (s. Wacker, Kieselbach,

²¹ Die Forscher*innengenerationen in den herangezogenen Fachgebieten waren bis späte Mitte des 20. Jahrhunderts meist männlich; oft blieben beteiligte Frauen unerwähnt.

Finkeldey). Kanzler Kohl sprach vom Freizeitpark, für Altkanzler Schmidt waren sie wie die Studierenden Frührentner*innen.



Wir, die politisch getragenen Arbeitsloseninitiativen und ihre „Lobbyinst*innen“, hatten eine gewisse Macht im bourgeoisen System, die die Betroffenen nicht besaßen. Eine kategoriale Verdammung von uns „Bezahlten“, ohne eine Diskussion zuzulassen, hätte etwas Unterdrückerisches, Autoritäres an sich, so dass die Gefahr entstünde, eine Aufarbeitung von Arbeitslosigkeit oder des Postkolonialismus zu zergliedern, gar zu atomisieren. Das symbolische Kapital stützt, wenn es nicht assistenzialistisch gewendet wird. Letztlich handelt es sich um eine Entlehnung des Aktionsforschungsansatzes, der in den späten 1960er Jahren der zu begleitenden, zu beforschenden Gruppe einen Subjektstatus gab. Erstmals fand das Theorie-Praxis-Verhältnis eine gleichberechtigte Ebene. Zuvor sah es komplett anders aus. Leicht polemisch gewendet: Können Menschen, die ein anderes Geschlecht, eine andere Hautfarbe, eine andere Haarfarbe, ein anderes Geburtsjahr, eine andere Ausbildung, einen anderen Beruf ... haben, überhaupt über ... sprechen? Das Anerkenntnis des Anderen bedeutet nicht trotzdem den besseren Weg zu kennen, sondern ihn im Interesse des Fremden genauso zu durchdenken wie die anderen möglichen Intentionen. Das grundlegende Werturteil entscheidet letztlich über den Weg und obliegt der Kategorie Interesse.

Bilder im Kopf determinieren das Interesse, selbst wenn sie kaschiert werden. Objektivität gibt es nur als subjektive Kategorie: Welches Bild haben wir vom Kolonialismus, Postkolonialismus, von Arbeitslosigkeit, Auseinandersetzungen ...? In Verbindung mit Ausprägungen der eigenen Identität agieren wir.

Bildbesetzter Alltag mit Elefant, Mammut, Meer, Sport



Wer von uns hat sich nicht schon einmal verhalten wie der Elefant im Porzellanladen – bildhaft, metaphorisch oder tatsächlich. Entweder haben wir Porzellan zerschlagen oder wir haben uns schlicht polternd verhalten, Menschen verbal verletzt. Eine andere Facette von Elefanten als größtes Tier der Savanne gibt ihnen friedfertige Stärke. Elefanten sind wegen ihrer Einzigartigkeit als unbesiegbare Riesen der Savanne symbolisch wie mythisch aufgeladen.

Ihre Vorgänger, die Mammuts, besitzen mehr Wildes durch ihr zotteliges Äußeres mit ihren langen gebogenen Stosszähnen; die nachfahrenden Elefanten verkörpern eine „zivilisiertere“ äußere Form. Die französische Lebensmittelkette „Mammoth“ (1968-2009) ließ großfüßig die Preise zertrampeln („Mammoth écrase les prix“). Eine unbeugsame wilde Stärke im Ringen um das Gute für die Kund*innen favorisierte eine Konnotation vom Wilden zum Sozialen. Der Preis war heiß. Das Ungebrochene, gar Majestätische von Mammuts mit unbändiger Kraft gepaart verhieß via Marketing „Wir machen alles für Euch, wir zähmen sogar Mammuts“. Das Zertrampeln der Preise zeigt auf der anderen Seite der Medaille, dass ein Preisdruck auf die Lieferant*innen wie Produzent*innen ausgeübt wird. Selbst massive Verstöße gegen die Menschenrechtscharta akzeptiert oder gar gefordert. Das Positive steht im Licht, der Schatten findet sich abgeschnitten im Dunkeln.

Das Meer, Wasser steht für viele Menschen als noch mehr unbändige Kraft, Freiheit und Weite. Die urwüchsige Wucht des Meeres bekommt mit Werbung eine Übertragung zu Meer als Wasser im Schwimmbecken: Die wilde Frische des Meeres, malerische Wellenkämme und Wellentäler, prustende Wale oder domestizierte Delphine, planschende Pool-Wasserratten, Fische im Aquarium ... Bilder mit abgeschnittenen Inhalten, wieder aufgebläht mit irrwitzigen

Botschaften. Der Markt befindet sich in permanenter Überschwemmung, inszeniert eine Sturmflut von Nichtvergleichbarem, Einzigartigem, während der Vergleich versteckt wird.

Der bildhafte Hintergrund gibt so beispielsweise durch das Zertrampeln der Preise dem Mammoth Glamour. Besticht zugleich mit Pinocchios Nase, denn billige Produkte werben für den Kauf teurerer. „Außen hui, innen pfui“ lautet die metaphorische Charakterisierung. Gemeint ist sehr Ähnliches, doch der Hintergrund, der Werbung arrondiert, isoliert das Wilde der Werbebilder zum Wunsch menschlichen Wildseins, so dass die abgeschnittene Information für Lämmer keine Rolle spielt. Alle Werbung oder Marketingstrategie baut auf diesem Phänomen des Isolierens von positiven und negativen Informationen auf. Die Klimakrise findet nicht in einem Werbeambiente von Euphemismen statt, sondern wirkt wegen des Beispiellosen mit dramatischen Verwerfungen, die von uns als Rahmenhandlung dennoch begriffen werden könnten. „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser.“ Das Klima des Verdrängens – mit verkürzten Botschaften verzahnt - funktioniert fatalerweise exzellent.²²

Dennoch: Krisen oder Naturkatastrophen können durch Metaphern oder bildhafte Ausdrücke inhaltlich verschoben oder erklärt werden ... bei Menschen, die inhaltlich affin sind. So wurde durch neue Bilder die Naturgewalt des Tsunamis auf Tod und Verwüstung reduziert, bekam Zerstörung, Urgewalt, Mordendes als Konnotation und Inhalt. Der mögliche Klimawandel bekam eine Fußnote. Ein ohne das Wissen um Zerstörung faszinierendes Naturschauspiel verschwand ebenso. Sprachliche Neufassungen mit Schreckenskonnotationen verschieben alte Bilder.²³ Bei solchen Katastrophen, ob in Indonesien oder Japan (Fukuschima) der

²² Der Krieg, den Russland der Ukraine im Februar 2022 aufgezwungen hat und gnadenlos durchzieht, löst in Deutschland zum Glück Empörung, die in relativer Unterstützung mündet, aus. Wenn wir uns permanent dieses menschenverachtende Elend vor Augen führten, alle anderen Kriege weltweit ähnlich miterlebten, die Klimakrise addierten, persönliche Schief lagen hinzufügten, wären wir handlungsunfähig, wahrscheinlich psychisch krank. Alles fiel über uns zusammen. Wir brauchen emotionale Distanz zu sehr vielen Problemen, um wachsam zu bleiben, nicht von ihnen eingekerkert zu sein, sie be- und verarbeiten zu können.

Noch dramatischer zeigen sich wegen erhöhter Betroffenheit (Shoa) die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Israel und Palästina. Der barbarische Akt der Hamas ließ Israel militärisch zurückschlagen. Menschen werden als Schutzschilde eingesetzt. Die Gräu el sind unvorstellbar. Die Bilderwelt nicht nur zu diesem Krieg verschiebt regelmäßig Ursache und Wirkung. Welche Bilder „beeindrucken“ mehr? Persönliche Schicksale oder Folgen von Bombardements. Eine abstrakte Antwort findet sich in diesem Buch.

²³ Formulierungen bleiben ebenfalls immer ein Akt der Unschärfe. Beim Tsunami und der Atomkatastrophe bin ich selbstredend der Ansicht, dass sie schrecklich insbesondere in den betroffenen Regionen ausgefallen sind, doch darf darüber nicht vergessen werden, dass sie zwar im Moment der beginnenden Katastrophe nicht vermeidbar waren, doch Ignoranz und Größenwahn in Japan sorgten für fatale Grundannahme (Höhe der Schutzwälle zum Meer, Japan als erdbebengefährdetes Gebiet, Atomkraft und Vernichtungspotential), Ansiedlungspolitik in Indonesien - gepaart mit dem Klimawandel, hätten in Vorüberlegungen einbezogen werden müssen. Das Beherrschen der Natur – wie auch beim nahezu beispiellosen Covid 19 (Gefahr von Zoonosen, die insbesondere durch die Vernichtung von tierischen Lebensräumen gefördert werden, Ausbreitung etc.) mag ein menschlicher Wunsch sein, doch der Turmbau zu Babel ist Realität. Risikomanagement steckt in der gewollten Praxis in den Kinderschuhen.

Mensch scheiterte, war besiegt, ihm brachen Zacken aus der Krone, weil seine bisherigen Annahmen wegschwammen. Die Sicherheitsplanungen standen gegenüber der Natur wie Äpfel zu Birnen. Dennoch: Wir lernen aus Fehlern, indem wir sie wiederholen, weil der Übergang zur Tagesordnung angenehmer ist als dem Schrecken in das Gesicht zu schauen. Im Privaten sprächen wir von erlernter Hilflosigkeit.



Die Unbilden des Meeres bekommen sehr prägnant zwischen Frische, Weite, Wilde und unbeugsamer Technikgläubigkeit eine Lücke der Bewunderung wie Kompensation. Im Oktober 2020 titelte die Weltpresse, dass ein „Wasser-Monstrum“ von über 26 Metern von dem Surfer Sebastian Steudtner bezwungen wurde: Weltrekord. Warum soll dann Japan als Inselstaat mit tektonisch fragilem Untergrund nicht weiter Atomkraftwerke bauen, wenn ein Mann eine viel höhere Welle allein beherrscht, als die, die Atommeiler Fukushimas zerstört hat. Der Vergleich liegt bei Monsterwellen, sonst nirgends. Das Drama des „Alles-Ist-Möglich“ bekommt in Wellen wie Quellen Nahrung. Leichtsinnige Gestaltung von unbeherrschbaren Risiken erhält ebenso wie die bevorstehende Klimakatastrophe durch Profitgier und deren willfährige Flankierung seitens maßgeblicher Politiker*innen ein solides Bild. Marketingkampagnen mit schönen Bildern, netten und abwertenden Slogans, suggerieren vor allem eine sichere Zukunft, während die Gegner*innen „bei Nacht mit kaltem Hintern“ abgekanzelt werden. Lobbys diktieren? Das leichtfertig produzierte deutsche Energiedilemma mit unterdessen Bildern von 19 Grad im Winterwohnzimmer könnte unbeabsichtigt zu einem Bilderwechsel beitragen. Überzogene Gier im zockenden Wirtschaftsgeschehen kommt zwar

nicht vor den Fall, weil eine Selffulfilling Profecy als Geldmaschine systemrelevant wurde, doch erscheint es unglaublich, dass die Privatisierung von Gewinnen keine Rolle mehr spielt. Die Verluste werden demgegenüber sozialisiert. Legale Taschenspieler*innentricks, die zwischen Taschendiebstahl und Zauberei anzusiedeln sind.

Segler, wie schon Sir Francis Chichester, die sich allein durch die Weltmeere kämpften, finden heute ihre Nachfahren bei den Vendée-Globe-Seglern. Eine Frau, ein Mann auf einem Segelboot geben ihm die Sporen, um den ultimativen Ritt auf der Welle mit dem Segel im Wind zu ergattern, jagen und kämpfen gegen die Macht der Meere, des Wetters, den umhertreibenden Schweinehund und katapultieren sich als unkalkuliert kalkulierbare Spielbälle durch den freien Raum der Natur und wollen unbedingt ihr Können über die Ziellinie retten. Sie brauchen Nerven wie Stahlseile, weil sie ihren Beitrag zur Untertanmachung der Natur liefern wollen. Cowmenschen schlafen auf dem Pferdesattel, bleiben frisch und fit wie der aufgehende Morgen, treffen mit ihren Revolvern und Flinten ins Herz der „10“ - ohne zu zittern. Aber: Wer zuerst zieht oder sich in die Karten schauen lässt, hat verloren. Kentern, Kollisionen mit Treibgut, Technikausfälle erhöhen den Reiz, die Spannung und die Angst- und Todeslust. Wahnvorstellungen laufen wie weiße Mäuse vor ihren Augen ab, wenn das Schlafdefizit, die vorher trainierte Grenze überschreitet. Sport ohne kleinere und große Karambolagen, Fouls, Betrügereien wäre langweilig. Die ewig im Kreis fahrenden Bolidenzähmer wie Cyclisten stehen für, obwohl der Tod inzwischen nahezu gebannt scheint, den Kitzel des Mortalen.



Faszinierende und imponierende Partikel des yellowphantastischen Weltgeschehens erreichen in unserer Psyche mehr Nachhaltigkeit als Katastrophen. Es sei denn, wir meinen

oder seien unmittelbar betroffen oder leiden untere Angstneurosen. Ansonsten funktioniert Verdrängung, die – so legen die vorherigen Gedanken nahe - paradoxerweise überlebensnotwendig ist. Wellen, Berge, Wüsten, Wind, Regen, Schnee, Eis- und Hagelschauer, brütende Hitze mit all ihren Facetten gebären Held*innen auf Füßen, Händen, allem, was sie haben. Das fernab, auch im Guinnessbuch-Rekorde, der Lokal- bis zu Weltspielen. Die Lonesome-Rider*innen wollen sich zu Elefant*innen, eher Mammut*innen des Gestirns aufschwingen. Wir brauchen einzig eine Bombenstimmung, damit wir die Loser*innen in die Tonne treten können, während die Gladiator*innen der Moderne ex post unbändig geliebt und nachgeahmt werden. Welche frühen Cowlegenden hätten gedacht, dass ihr Branding überall in Sport, Werbung und Alltag Furore macht.

Gedanken zum Sport unterliegen bei weitem nicht nur einem Branding, sondern gehörig den Bildern des Militärs von Krieg und Vernichtung. Im Sport wird geschossen, Bomben kommen zum Einsatz, auch harmloser formuliert ... Ein*e Sportler*in kämpft gegen den inneren Schweinehund, liegt wie ein Fisch im Wasser, Verteidiger prallen auf Angreifer.²⁴ Ein Schuss aufs Fußballtor, der Ball knallt an den Posten. Halte die Gräte rein, dann kommt der Abpraller aufs Tor. Die deutschen Panzer kommen (rassistischer Spruch aus England). „Mach et Otze“, rief der Trainer von draußen, damit er vom Platz fliegt, denn das übernächste Spiel war wichtiger. Nehmer*innenqualitäten folgen auf Tritte, Hiebe ... Gewalt. Sie kämpfen bis aufs Blut, das ihnen schon in den Schuhen steht. Das ist das Ergebnis einer permanenten Attacke, der sich die Verteidiger*innen erwehren müssen. Sie holen das Brecheisen ,raus. Sie sind hilflos den Angriffen ausgeliefert. Oder die Verteidigung steht wie eine Mauer, an der die Angreifer*innen abprallen. Der Angriff stockt. Das Bollwerk der Verteidigung muss zerstört, die Verteidigung durchbrochen werden. Die Schlacht ist vorbei. Es ist ein totaler Kampf. Hooligans setzen das Kriegsspiel durch Straßenkampf fort. Der Lauf steht auf des Messers Schneide. Der Biertrinker aus dem bürgerlichen Milieu freut sich über den Sieg, das Niedermachen der Gegner*innen mit Signalraketen und grient, dem Gegner eine bombastische Schmach zugefügt zu haben. Mit nur wenig Phantasie liegen Fußball und Krieg vom Vokabular gesehen nahe beieinander. Kein Wunder, dass Fußball Krieg evoziert, aber auch verhindert hat. Ersatzkriegsschauplätze, die rassistisch unterfüttert sind, verhindern per se keinen (Bürger-) Krieg, können ihn sogar pushen. Das Vokabular der extremen Hools versächtlicht die andere Seite, so dass beruhigt weiterhin die Fresse poliert werden kann. Deutlich unterlegene Hools werden wie Boxer*innen werden auf die Schlachtbank geführt. Ein Hool-Krieg als Spiel ohne Grenzen.

²⁴ Die martialische Sprache im Fußball wäre – u.a. hier - gegendert für den adäquaten Ausdruck kontraproduktiv. Der Alltag regiert die Stadien.

Wo der Elefant zuschlägt, wächst kein Gras mehr. Hau' ihm eins in die Fresse, ein Leberhaken streckt sie*ihn dahin, er*sie fällt wie ein Baum. Schwimmer*innen machen einen Kopfsprung, prügeln in das Wasser bis ihnen schwarz vor Augen wird. Der Automatikmodus, in den sie gelangen, lässt sie zu Maschinen mutieren. Der Kraulrhythmus erinnert an ein Maschinengewehr. Beim Segeln treibt die Technikgläubigkeit die rohe Kraft der Männlichkeit an. Das Boot schwebt auf Kufen über dem Wasser ... bis zu einer bestimmten Wellenhöhe, denn dann brechen die Kufen, das Boot säuft ab. Die Begrenztheit menschlicher Technikkunst bleibt deutlich. Im Spektrum des Machbaren verkümmert der Mensch zu einer Maschine der Maschine, die bedient werden muss. Radrundfahrten lassen Doping gegen Doping als Dopingfreiluftlabor erscheinen, um gegen den inneren Schweinehund für den Kampf bis aufs Messer fähig zu sein. „Kämpf' du Schwein“, soll ein bekannter deutscher Radprofi von einem Kollegen während der Tour de France zugeschrien bekommen haben. Dennoch: Grenzen bleiben. Bisher hat im Extrem immer die Natur gewonnen. Sportler*innen haben den Kampf gegen ihren Körper, gegen das Meer, die Rennpiste, das Wasser, den Berg, das Schachbrett, das chemisch Geboosterte ... verloren. Russland greift an, die Ukraine verteidigt sich. Der Sportalltag zeichnet nur einen kleinen Ausschnitt von Gesellschaftlichkeit, die der Natur die Haken zeigt.

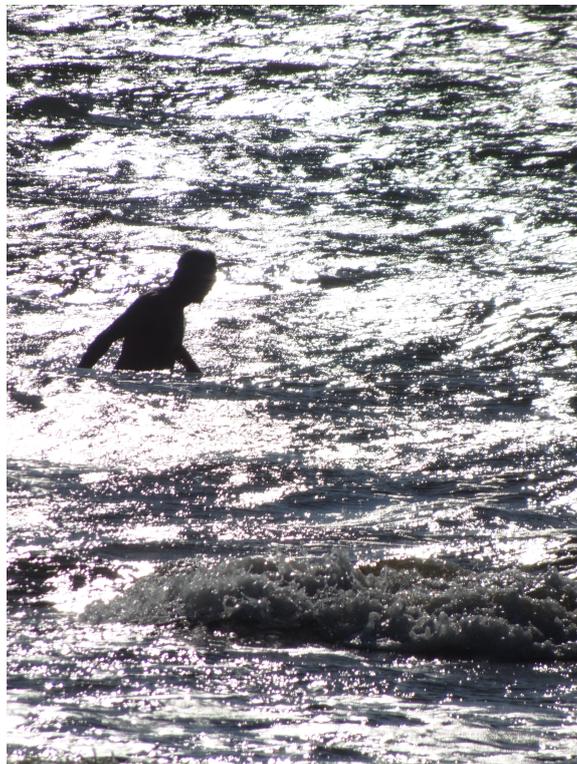
Die Natur der Vorurteile lässt uns orientieren und verdammen. Insbesondere eine besondere Ausformung des Rassismus, der Antisemitismus zeigt, wie über Generationen menschenverachtend agiert wird. Ich brauche an dieser Stelle kein Merkmal oder Scheinargument zu nennen, denn bei nahezu allen von uns läuft bereits mit dieser Bemerkung ein Film ab. Ein Antippen reicht und den meisten geht sofort Negatives durch den Kopf, das sie in chinesischer Selbstbeichtigungsmanier belasten könnte.

Aber richtig frei machen kann sich niemand in abendländischen Gesellschaften gegenüber Prozessen, die die Grundlagen für Emotionales legen. Kleine Menschen nehmen Werte unreflektiert auf, weil sie ein Ich noch nicht ausprägen können. Frühkindliche Sozialisation heißt diese Phase. Diese eingetrichterten Vorurteile als emotionale Erinnerungsbestände werden bis zu drei Generationen vererbt, ohne dass wir uns dagegen wehren können. Erst wenn uns Teile davon bewusstwerden, können wir re-agieren.

Ich will ein Beispiel aus Südafrika geben. Mir wurde eine Institution von einem weißen hochrangigen Manager vorgestellt, die europäischen Standards entsprach. Als ich fragte, welche Probleme existierten, sagte mein „Führer“²⁵ u.a., dass es ein Programm zur

²⁵ Wie oft sprechen wir nachlässig oder ignorant - „unvoreingenommen“ - vom Führer, Stadtführer, Mannschaftsführer, obwohl wir zumindest unterschwellig wissen, dass „der Führer“ ein

besonderen Förderung schwarzer Frauen gäbe. Das hielt er für überflüssig, denn sie seien dumm. Ich regte mich sofort auf, weil die Aussage grausamster Kolonialideologie entsprach, obwohl ich nicht leugnen kann, dass mir alte Kolonialbilder in den Kopf kamen, die ich von meiner Elterngeneration als Kind unbewusst übertragen bekommen habe. Diese Bilder, wie alle anderen Bilder auch, mäandern im Kopf herum. Sie gehen nicht weg, manchmal tauchen sie unerwartet auf, wir können sie nur überschreiben oder anderweitig bearbeiten ... wenn sie die Schwelle des Bewusstseins erreichen. Meist gehören sie zu den 95-97% unseres Wissens, das wir nicht kennen, den Rest können wir garantiert bearbeiten, also 3-5%. Unsere biographischen, sozialen, kulturellen und zeithistorisch determinierten unbewussten kommunikativen Gedächtnisinhalte werden von immanenten Filtern dominiert, die uns selbst völlig im Dunkeln bleiben. Nicht nur unsere Identität hängt partiell von dieser nebulösen Konstellation ab, sondern ebenso ganz allgemein unsere Einstellungen.



Die Gedanken meines „Führers“ waren mir folglich bekannt, doch ich hatte sie aufgrund meines Lebensweges überarbeitet, überformt. Der Mann argumentierte letztlich mit dem Recht der Stärkeren von Darwin. Schwarze waren relativ ungebildet und daher nicht brauchbar. Grundsätzlich denken nicht nur (verkappte) Kolonialist*innen in dieser Form, sondern ebenso Positivist*innen. Sie zählen nur, was vorhanden ist und rechtfertigen damit ihre Form der Weltsicht. Ich erinnere mich noch dunkel an einen Gedankengang eines englischen

Menschenschlächter war. Was passiert, wenn wir stattdessen „von der Führer*in“ sprächen? Was passiert mit dem alten Bild?

Wissenschaftlers, der vor vielen Jahrzehnten formulierte, dass der Hang zu schlechten Zähnen ebenso wie Arbeitslosigkeit in den Genen der Menschen angelegt sei. Solche und andere abstrusen Vorstellungen finden seit einigen Jahren wieder mehr Resonanz in der digitalisierten Welt. Größere und bedeutendere Anhänger*innen blühen auf, denn die Konkurrenz der Bilderflut (s.o.) lässt die differenzierte individuelle Verarbeitung verarmen, so dass – entgegen staatlich propagierter Informationsdemokratie - mehr und mehr die Vorurteilsebene bedient wird. Fakenews erfahren so für Sinnsuchende als Informationsquelle tiefen Sinn über eklatante unreflektierte Bilderreduktion.

Der Mensch wird im Prozess digitaler Technik zunehmend von seinen Fähigkeiten entfremdet, gar enteignet, versteht immer weniger von dem, was sie*er täglich „benötigt“. Dieser Spannungsbogen zeigt sich empirisch nicht als haltbar, weil Digitalisierung mit ortsloser Freiheit konnotiert wird. Zunehmende technische Abhängigkeit von Produkten, die bei uns ein brainwashing²⁶ durchführen, erachten wir als freiheitsfördernd. Aber: Menschen mutieren zum bereits erwähnten Würstchen in der digitalen Suppe. Sie schwimmen herum, wenn im Digitalen Fehler auftreten. Sie begreifen nicht, dass die Anbieter nur unser Bestes wollen, jedoch nicht, dass sie keine Vendée-Segler*innen sind. Was letztere freiwillig machen, um sich und anderen Zeitgenoss*innen zu beweisen, was für tolle Menschen sie sind, vielleicht auch nur sich selbst ausprobieren wollen, begibt sich die Masse der Menschheit freiwillig in ein Freiluftlabor, das ihren Alltag determiniert. Gebetsmühlenartig höre ich, dass wir ohne die Insignien der weltumspannenden Digitalisierung aufgeschmissen wären, dabei hatte Chichester keine solchen Hilfsmittel. Die Digitalisierung selbst hängt an nur einem seidenen oder noch an einem Zwirnsfaden, der permanent durch private und staatliche Hacker*innen attackiert wird. Über learning by doing entstanden, entwickelte sich das Netz schlingpflanzenartig und öffnet sich aufgrund der inhärenten Planlosigkeit schamlos für Hacker*innen. Es ist nur eine Frage der Zeit bis ein großer digitaler crash unsere Wohnzimmer erkalten und dunkeln lässt. Vorboten dräuen am wolkenverhangenen Himmel. Es muss die Idiotie und nicht die Freiheit sein, die uns komplett nach Abhängigkeit schreien lässt, die uns stranguliert, die uns gefühlte Freiheit gibt.

Der Siegeszug des Digitalen, also die weitgehende Vernichtung des vorherigen Kommunikationsmodells, steht wie ein rollender Klappservierwagen vor uns. Die Nachkriegsgeneration schwor auf solche Gefährte. Es konnte in die Ecke gestellt werden, aufgeklappt schien es stabil. Nun weiß ich aus vielen damaligen Haushalten, dass seinetwegen neues Geschirr gekauft werden musste. Das Problem waren Teppichkanten,

²⁶ Mit brainwashing ist eine digitale Hierarchisierung durch Eingriffe digitaler Provider gemeint, die entsprechend unserer Bewegungsprofile für uns bestimmen, was wir brauchen.

Türschwellen und Türen selbst. Die kleinen vier Rollen zeigten sich als störrisch und wer nicht aufpasste und weiter zielstrebig schob, erlebte ein Waterloo, eine vernichtende Niederlage. Der Vergleich zum Digitalen fällt steil aus. Aber: Der Klapptisch ist für uns konkret, so dass wir wissen, dass er jederzeit vernichtend zuschnappen kann. Das Digitale verlässt für uns den Raum der Vorstellung, es hat kein Scharnier. Wan mag das Muster sein, wir merken, wenn es funktioniert, was aber zwischen den elektronisch aufgeboosterten Plastikteilen interagiert, bleibt ein Rätsel. Die Annäherung über den Klapptisch bleibt freilich schief und fußt nur auf der nicht wollend erkannten und ignorierten Gefahr. Was sich beim Rollwagen erschließen ließ, das Fehlerpotential, bleibt beim Internet indiskutabel. Nur Expert*innen haben Chancen, die Anwender*innen bleiben der Ochse vorm Scheunentor. Wie geschrieben: Vergleiche hinken grundsätzlich. Zwischen Servierwagen und Digitalisierung gibt es keinen praktischen Vergleich, weil das Digitale für den Menschen von der anderen Seite der Straße beispiellos ist. Es sei denn, wir werden abstrakt und sprechen zum Beispiel von Materie ... oder Ähnlichem.



Die Ebenen des Beispiellosen toben wie ein Orkan über uns hinweg, aber infiltrieren uns genial, blasen den Glauben der Religion Technik und Ökonomie in unsere Hirne, denn das Digitale erobert für uns Freiheit. Wir knien mit unseren Anbetungen nieder und huldigen dem Gott der Metafreiheit. Menschen treiben auf technikberstenden Nusschalen auf dem weiten Ozean. Metaphern, Bilder verdecken, besonnen das Wertvolle, während das Amivalente im Malstrom strudelnd und trudelnd den Erdboden küsst.

Kritiker*innen der göttlichen Fortschrittsgläubigkeit betonen die andere Seite der Ambivalenz, indem sie nicht die Alltagstauglichkeit oder den Fortschritt wegen des Fortschritts willens in den Fokus heben, sondern Mensch und Natur. Denn: Der Lebensraum für Mensch und Tier versinkt im Sumpf des Fortschritts, weil klimatische Unbilden weite Landstriche verwüsten. National egoistische Anwendungen lassen Probleme gern bei den anderen sehen. Neben klimatischen Mordinszenarien kommt dem Verhältnis Mensch-Tier eine zentrale Bedeutung bei hausgemachten Epidemien zu. In den Greenpeace Nachrichten (03/2020, August bis Oktober) findet sich ein Artikel zu „Tödliche(n) Viren“ (S. 8ff). Der Artikel geht auf Geschichte und Aktualität von Zoonosen (Krankheiten, die von Tieren auf Menschen und umgekehrt übertragen werden) ein. Aufgelistet sind: Pest, Pocken, Tuberkulose und im 20. Jahrhundert beispielsweise Spanische Grippe, Aids, Lyme-Borreliose, Ebola, Covid-19 (s. ebd.).

„Die neuen Seuchen sind auch eine Folge der Umweltzerstörung. Insbesondere der Abholzung tropischer Wälder (...).“ (Greenpeace Nachrichten 3/20, S. 10)

Nun mögen auf den ersten Blick diese indirekt geplanten Selbstkasteiungen durch den Fortschrittsgott kaschiert sein, doch beklagen wir uns über die Folgen von Covid-19. Unser Alltagsleben führt in den reichen Zeiten des Überflusses zu goldenem Leben; heute - naturreligiös gedacht - zu göttlicher Rache. Denn nicht nur Abholzungen und Mining, sondern immer mehr Trekking, Safaris, Reisen tragen zur latenten und massiven Zerstörung von Naturräumen bei, vor allem aber zu weitgreifenden Enteignungen eigenständiger Entwicklungen insbesondere im Süden der Erdkugel, die ohnehin schon durch Kolonialismus und Imperialismus vorgelagert sind. Eine alte von mir leicht abgeänderte Metapher aus der Debatte um die südliche Hemisphäre trifft mehr denn je zu: ‚Gebt nur dann Fische, wenn eine Hungersnot vorliegt, bringt ihnen aber auf alle Fälle die Angel, damit sie selbst fischen können, um die nächste Krise zu meistern. Sonst zerstört ihr nur die Grundlagen des Lebens‘. Menschen lebten vor massiven Eingriffen in das Ökosysteme auf einer Erdkugel, die stets regenerierbar war. Wenn Wasser durch Coca Cola abgelöst, Wasser als rückständig tituiert, durch Zucker Abhängigkeit manipuliert wird, geht eigenständige Entwicklung verloren, lautet sinngemäß ein Gedanke aus der früheren Entwicklungshilfedebatte. Gut: Nicht alle segelten auf der gekenterten Viermastbark Pamir (1957) mit, die in einem Hurrican sank, weil u.a. die Ladung schlecht vertäut war. Der Fortschritt im Abendland bedeutete eine elefantöse Zerstörung von Natur- und Kulturräumen, die bildhaft und tatsächlich den Untergang anpeilt. Das Anthropozän wirkt als erstes Erdzeitalter mit titanesk irreversiblen Potentialen. Die Piraterie wird nach dem 2. Weltkrieg terminiert. Die Ausbeutung des Planeten gräbt die selbstpropagierte Zukunftsvorstellung ab.



Erinnere ich an die Elefanten, die die Menschheit das Elefantöse entwickeln ließen. Das Glück: Einen Elefanten essen wir nicht, der fasziniert als größtes Landsäugetier, beeindruckt durch seinen majestätischen Gang, seinen Rüssel, seine Transportfähigkeiten, seine Friedfertigkeit, seine scheinbare Unbesiegbarkeit. Der Elefant wirkt positiv, bekommt in seinem Lebensraum – wenn der nicht bedroht oder eingeschränkt wird - nahezu ausschließlich positive Konnotationen. „Nur“ seine Stoßzähne aus Elfenbein sind blendend verwertbar und lassen ihn zum Objekt der illegalen und legalen Gier werden. Wahre Ware sieht anders aus, denn ein*e Tierfreund*in würde nie einen Elefanten töten.

Ökonomie klingt ebenfalls positiv. Die Haifische der modernen Ökonomie überfordern mit ihrer Gier, ihren elefantösen Hochzeiten die Vorstellungskraft der Menschen. Ihr grenzenloses Wachstum lässt bei vielen ihrer Produkte nicht feststellen, ob Schmusekatzen oder Hyänen uns beglücken.

Der Schmetterling aus der Chaostheorie löst final mit seinem Flügelschlag einen Orkan aus. Der Elefant, der in seinem Lebensraum durch seine Fußspuren Lebensräume für Kleintiere schafft, Schneisen für Wiesen eröffnet, Flussläufe vor Überwucherungen schützt ... hat wahrscheinlich keinen direkten Einfluss auf einen Tsunami, Hurrican oder Orkan, aber auf das System Natur, von dem wieder der Schmetterling lebt. Die Big Players mit ihren Elefantenhochzeiten, Maßlosigkeiten von Verschmutzung aller Art sind an der zunehmenden

Wucht menschengeschaffener oder -forzierter Naturereignisse beteiligt. Das Beispiellose, das nicht Nachvollziehbare kennt keine dezidierte Kritik. Für religiöse Menschen stehen Glaubenssätze im Zentrum, die Dogmen folgen. Kaventsmänner des Glaubens finden sich in der Ökonomie oder in Weltuntergangssekten. Wenn Ökosysteme wenig von außen verändert werden, sich aus sich heraus regenerieren können, haben alle freilebenden Tiere und freiwachsenden Pflanzen darin einen Platz. Als Grundlage der Chaostheorie wird jedes noch so weit aus dem Blick gekommene System relevant. Die maßlose Menschheit toppt alles. Mit einer Annahme des Systemtheoretikers Niclas Luhmann lässt sich dieser Gedanke fassen, denn jede Veränderung eines Teilsystems bewirkt Änderungen in allen anderen Teilsystemen.

Hintergrundbilder zur Klimakatastrophe

Kritik findet im Alltag sehr oft die negative Seite, die positive scheint vergessen. Kritik bedeutet eigentlich beides. Negatives habe ich mit Blick auf die neue Instantphotographie beleuchtet, zudem die ambivalente Notwendigkeit des Datenschutzes. Ich klage zudem an, dass die Nebenfolgen des Fortschritts gern tabuisiert werden, dass das Anthropozän, also die Selbstvernichtung der Welt, nach dem 2. Weltkrieg beginne. Der nicht-erklärte Krieg und der erklärte Krieg gehen Hand in Hand.



Während des Schreibens an diesem Manuskript wurde ich auf eine bemerkenswerte Ausstellung im „Museum für Kunst & Gewerbe Hamburg und deren außerordentlich gelungenen Begleitkatalog aufmerksam.²⁷ Der Katalog verfolgt die Geschichte der Photographie mit der ihrer zur Produktion von Bildern und Geräten notwendigen Rohstoffe. Die von mir gestellte Forderung zu Produkten vor dem Hintergrund ihrer personellen und sächlichen Gestehungsbedingungen findet eine exzellente Aufnahme, denn die Geschichte des Kapitalismus wird verwoben mit der Kolonialgeschichte, ihrer „Ablösung“ durch Dependenz, der Ignoranz von Menschenrechten bei Ausbeutung und Extraktion von Rohstoffen. Eine dialektische Wendung zur Aufklärung der kritisierten Zustände über Photographie rundet das sehr gelungene Werk ab.

Mit Gedanken aus dem Katalog soll meine bisher eher abstrakte Kritik ein wenig unterfüttert sein. Im Vorwort schreiben Levin und Ruelfs:

„Um den Klimawandel besser darstellen zu können, nicht als eine ‚Naturkatastrophe‘, nicht als etwas, das in einem fernen ‚Anderswo‘ geschieht, sondern in seiner ganzen historischen Spezifik, müssen wir zunächst anerkennen, in welchem Maße sich unsere Darstellungsmittel derselben Logik verdanken.“ (Levin/Ruelfs 2022, S. 14)

„Die Ausstellung *Mining Photography. Der ökologische Fußabdruck der Bildproduktion* erzählt die Geschichte der ambivalenten Beziehung der Fotografie zur Umwelt und zeigt, wie dieses Medium nicht nur unsere Welt ins Bild gesetzt, sondern auch an deren Transformation mitgewirkt hat. (...) Gemeinsam mit anderen Technologien wie der Dampfmaschine oder der Webmaschine hat die Fotografie die Beziehung zwischen den Menschen und ihrer Umwelt verändert, indem sie eine auf fossilen Brennstoffen beruhende Industrialisierung der Produktion und Verbreitung von Bildern ermöglicht hat. Daher stellt sich die Geschichte der Fotografie und ihrer Materialität zwangsläufig auch als eine Geschichte des menschengemachten Klimawandels dar.“ (ebenda, S. 16)

Ein profitierender und betreibender Bestandteil des Klimawandels zu sein, bleibt jedoch nicht allein in der Materialität hängen, sondern findet sich zudem in der gelungenen Enteignung von Fähigkeiten der Photograph*innen. Was als Erleichterung daherkommt, bedeutet eine ebensolche Ambivalenz bei der eben beschriebenen Materialität. Die Maschine Photoapparat nimmt etwas ab, was letztlich entmündigt. So Kodak: „You press the button, we do the rest.“ (ebenda, 19)

²⁷ Boaz, Levin/Ruelfs, Ester/Beierle, Tulga (Hg.): *Mining Photography. Der ökologische Fußabdruck der Bildproduktion*, Leipzig 2022



Weiter schreiben die Autorinnen, dass die menschliche Arbeit auf der Seite der Photograph*innen verschwinde, so dass Zeit relativiert wird. Dass später die Bildbearbeitung den Zeitgewinn wieder mehr als auffrisst, steht auf einem anderen Blatt. Das Typische der Erleichterung durch Digitalisierung bedeutet Zeitgewinn auf der einen Seite und kaum wahrgenommene Zeitfresser*innen durch jene auf der anderen Seite. Wir haben bestenfalls in der subjektiven Rechnung Zeit gewonnen. Das Smartphone mit dem digitalisierten Sozialen steht als Zeuge Pate. Inflationierung durch Desorientierung als Massenhaftes stellt Unwesentliches in den Rang des Wesentlichen, das sich vor allem dadurch nährt, dass sich im Mist immer eine Nähndel befindet. Das zugrundeliegende Material in der Photographie erhebt sich als nebulöser Fakt, die Materialität geht verloren.

Einen Rohstoffschocker für das I-Phone gibt Levin preis.

„Für ein I-Phone, das 129 Gramm wiegt, braucht es – so eine Schätzung von 2017 – 34 Kilo Erz, um die benötigten Metalle herzustellen. (...)“ (Levin 2022, S. 108) Der Schwedische Abfallverband publiziert, dass bereits bei der Produktion 86 Kilogramm Abfall entstehen.²⁸

²⁸ Wenn gleichzeitig die Überlegung herangezogen wird, dass z.B. Apple die Produkte so plant, dass sie nahezu für Fremde nicht reparierbar ausfallen oder so konfiguriert werden, dass sie eine schlechtere Leistung mit nicht autorisierten Ersatzteilen erzeugen. Diese Arroganz der „Marke“ mit ihrem Branding, ihrer gezielt manipulierten Verführung treibt bewusst die Klimakrise voran.

Noch drastischer fallen die enthaltenen chemischen Elemente aus: 75 von 118, die im Periodensystem aufgeführt, sind weitgehend Konfliktmaterialien (Gold, Kobalt, Coltan, Wolfram ...) (s. ebd.).

Es scheint selbstverständlich, dass letztlich die geringen Mengen vieler Elemente kaum mehr oder nur mit einem sehr hohen Aufwand trennbar ausfallen. Ergo, sie gehen für einen möglichen Kreislauf verloren oder produzieren einen exorbitanten energetischen wie umweltschädlichen Ausstoß. Menschen und Klima finden sich unter Kollateralschäden. Neilson, eine Autorin des herangezogenen Bandes, zieht einen treffenden Begriff von Martin Aboleda, einem us-amerikanischen Wissenschaftler, heran: „planetarische Mine“ (Neilson 2022, 125) Die „planetarische Mine“ korrespondiert außerordentlich gut mit dem von mir herangezogenen Begriff des „Freiluftlabors“.

„Wir sind somit von digitalen Bildern als Informationsquelle umgeben, besitzen aber wenige oder gar keine Informationen darüber, wie unsere mobilen Kameras funktionieren, wie sie hergestellt werden und zu welchen Kosten für den Planeten.“ (Bozak 2022, S. 153)

Es gehört keine ausschweifende Phantasie dazu, sich vorzustellen, welche anderen Gerätschaften sich in unserem Besitz befinden, die in einen nahezu identischen Kreislauf eingebunden sind. Viele von uns mögen sehr phantasievoll sein, doch scheinen sie unter einer Aphasie zu leiden, die beinhaltet, dass der Inhalt des Hintergrunds vom Spaß der Nutzung gefressen wird. Die Frage der Bewusstmachung solcher Marketingphänomene analysiere ich an anderer Stelle. Gegen Ende dieses Abschnitts eine Aussage von Tom Bryson, die Nadia Bozak heranzieht:

„Das Versenden einer E-Mail oder selbst eines einfachen Smileys per SMS setzt ein riesiges, jedoch weitgehend übersehenes planetarisches System nicht erneuerbarer Ressourcen, von Herstellungsprozessen, Transport, Energie, Arbeit und nicht recycelbaren Abfall voraus (...).“ (Bozak 2022, S. 158 – zit. Bryson)

Das Nicht-Sichtbare kennt – wie ich schreibe – keinen Vergleich, weil es unverstellbar, nämlich beispiellos ausfällt: 1,4 Billionen Bilder werden etwa jährlich verschickt (s. ebd.). Wenn es nicht gelingt, Digitalisierung sichtbar, fühlbar, riechbar, hörbar zu machen, können wir diesem Dilemma kaum begegnen. Unser emotionaler Apparat mag uns vielleicht die eine oder andere diesbezügliche Nuance des Unwohlseins bescheren, doch kognitiv finden wir immer – wie schon geschrieben – einen positiven Nutzen, den wir genießen oder brauchen, der uns wiederum emotional schützt: So schlimm wird es schon nicht sein. Wenn wir auf diese Art und

Weise nicht hereinfallen, wie der Volksmund deutlicher sagt, uns nicht wissentlich „bescheißen“ lassen wollen, müssen wir den inneren Schweinehund öffnen und uns tatsächlich fragen, was sinnvoll ist, welche Negative wir dafür in Kauf nehmen. Opportunität müsste über eine Hierarchisierung des ethisch Vertretbaren erfolgen. Die genial ausgerichtete Konsumindustrie müsste in einem ersten Schritt gezwungen werden, die möglichen Negative ihrer Produkte à la Zigarettenschachtel aufzuzeigen: „Mit diesem I-Phone tragen Sie 86 Kilogramm Müll herum.“ „Ihr I-Phone haben wir so konfiguriert, dass es für Laien nicht reparierbar ist.“ „Prüfen Sie bitte, ob bei der Herstellung Ihres I-Phones die Kinder- oder Menschenrechte verletzt worden sind.“

Der Katalog „Mining Photography. Der ökologische Fußabdruck der Bildproduktion“ bildet einen Leuchtturm in dieser Richtung.²⁹ Banksy wählt im Vergleich zum Photo Wände aus, die meist unspektakulär in der Gegend herumstehen. Sein Fußabdruck ist ein anderer: Farbe, Galerien, Transport, Internet, Ausstellungen. Drehe ich das Wort Plagiat, so nimmt Banksy die Umweltzerstörung in anderer Weise auf. Er plagiiert – wie wir alle – einen Prozess, den viele von uns kritisieren, weil sie sich keiner Schuld bewusst sind. Ideen aber lassen sich grundsätzlich nicht ohne irgendwelche Einflüsse auf die Klimafrage realisieren. Der Banksy „Hitchcock“ von mir verdreht und zum „Siehe“ verhunzt, wirkt stumpf gegenüber der ursprünglichen Idee von Banksy („Selbstplagiat hat Stil“). Der Sinn lässt sich noch weiter in das Paradoxe wenden: Eine Parodie auf die Selbstbezüglichkeit oder eine Idee im Leben reicht oder Ideen leben immer fort.



²⁹ Nun verhält es sich nicht so, dass es nicht auch andere Initiativen gibt, die Nachhaltigkeit tatsächlich schreiben können, doch ziehe ich den „Mining Photography“-Ansatz heran, weil er direkt in mein Thema passt. Stellvertretend für viele andere sehr gelungene Ansätze seien benannt: Public Eye, früher *Erklärung von Bern* (EvB) sowie FuturZwei – Stiftung Zukunftsfähigkeit (beide NGOs).

Darf der Banksy, was ich nicht darf? Von „Mining Photography“ lohnt es sich den Ansatz der Recherche zu vergegenwärtigen, um ihn auf weitere – noch nicht erforschte - Produktnebenwirkungen zu übertragen. Wichtiges oder Unwichtiges unterliegt einer Wertung. Die Frage vom kulturellen Sinn des Brauchens, Habens, von existenziellen Bedürfnissen kann nur kollektiv vor dem Hintergrund der Kinder- und Menschenrechte wie der Klimaverträglichkeit beantwortet werden.

Größenwahnsinnige Kulturbilder

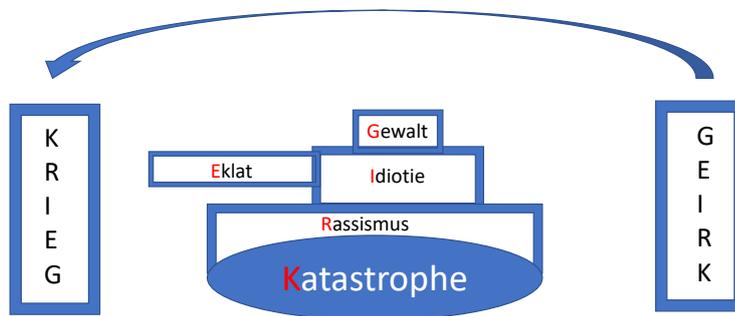
„Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes gelangt.“
(Markus 10,25)

Meine Ausführungen fallen eher grundsätzlich kulturkritisch aus. Dennoch fühle ich mich in sehr vielen Kulturen sehr wohl. Alle Kulturen haben ungemein faszinierende Seiten. Schwierig wird es, wenn diktatorisches Hegemonialdenken mit Zwecklügen entsteht, wenn ein gesellschaftliches Tabu Informationen des Schreckens abschneidet oder kaschiert. Ob das der 2. Golfkrieg oder aktuell Russland in der Ukraine sind, bleibt fast nebensächlich³⁰, denn das Grausame, Menschenverachtende stellt allgegenwärtigen Praxis auf unserem Planeten dar. Das Bild zum Namen erhält eine neue Konnotation. Saddam Hussein, der Giftmörder. Trotz der Geheimdienstlüge der CIA gewann es nicht nur Wirklichkeit, sondern gar Wahrheit. Lassen sich bildhafte Konnotationen als „Volltreffer“ lancieren? „Nie wieder Krieg“ als Motto von Käthe Kollwitz erlangte zum Unglück der Menschheit nicht diese Strahlkraft. So konnte Putin mit „dicker Hose“ den Mosaikstein „Ukraine“ angehen.

³⁰ Dieser Gedanke ist nicht zynisch gemeint, sondern nimmt nicht nur besonders die Betroffenheit der Menschen durch geographische Nähe eines (Bürger-) Krieges auf, sondern das elementar Menschenverachtende auf weltweiten Schlachtfeldern. Das relativiert nicht den militärischen Überfall auf die Ukraine, sondern zeigt, dass Vernichtung weltweit durchgeführt wird. Kriegsführende scheinen dem Kriegsmaterial das „Menschenmaterial“ zu subsummieren. Hatten die Herrscher nicht wenigstens einen Koch dabei? (n. Bertholt Brecht, Die Fragen eines lesenden Arbeiters)

Tabus liegen beispielsweise auf der Idee des Fortschritts und der Definition von Arbeit. Wie ich zum Fortschritt anmerke, überwiegt das Quantitative dem Qualitativen, so dass ein Produkt fast ausschließlich – trotz massiver Bedenken – der Marktfähigkeit unterliegt. Ich frage gern, wo denn 2% Wachstum jedes Jahr hinführen sollen? 100% wären es in 50 Jahren, wenn wir immer wieder von der heutigen Ausgangsgröße rechnen ...

Die Erwerbsarbeit – fälschlicherweise als Arbeit verstanden – folgt ökonomischen Erwägungen, die zu vielen psychischen wie physischen Verstümmelungen führen. Ein mögliches anderes Arbeiten wird tabuisiert. Der Mensch als Kollateralschaden erhält Asyl hinter dem Tabu.



Durch die Beschleunigung weltweiter Prozesse von hochgerüsteten Mächten bekamen Kriege nicht nur eine weitere Rechtfertigung für ihre zerstörerische Überfunktion, auch das mögliche Vaporisieren des Planeten dient der verteidigenden Hochrüstung. Diese irrsinnigen Konflikte stellen eine weltweite Bedrohung von mehr als sieben Milliarden Menschen dar. Kriegerische Konflikte oder kulturübergreifende, nicht beherrschbare Technologien oder Umweltverschmutzung haben in der denkbaren Konsequenz eine menscheitsvernichtende Kraft. Wir leben in einem Freiluftlabor von Größenwahn und Zerstörung: „USA first“, Russland in den Grenzen des Zarenreichs. Das existentielle Verdrängen mit Sprache und Bildern von grundlegenden menschlichen Problemen lässt mich regelmäßig am Verstand der Täter*innen zweifeln ... Nation, Kultur, Geschichte, Territorium, Sprache. Gibt es überhaupt eine Grenze, die nicht das Ausrotten von kulturellen Identitäten hervorgebracht hat? Regionalismusforschungen aus den 1970er Jahren legen diesen Schluss sehr nahe. Ich stoße auf Ignoranz, denn so viele freiheitsliebende Menschen, die im Namen dieser die Lebensgrundlager anderer zerstören und selbst nicht ihre Unfreiheit sehen, lässt mich mehr als nur nachdenklich werden. Gibt es Bilder für Freiheit und Frieden oder sind sie gegenüber Kriegsbildern sprachlos?

Das Kamel ist ein bewundernswertes Wüstenschiff, das stark, zäh, dennoch recht anspruchslos ist, Eigenschaften besitzt, sehr lange auf Vorrat zu trinken.³¹ Wie allen Tieren fehlt ihm die Ebene des breiten reflexiven Seins. Deshalb zerstört es ohne den Eingriff des Menschen nicht seine Lebensgrundlagen.

³¹ Ein Kamel kann in etwa 15 Minuten 200 Liter Wasser trinken und damit bis zu vier Wochen auszukommen.

Den Sozialismus in seinem Lauf hält weder Ochs' noch Esel auf. (wahrscheinlich Erich Honecker) oder „Es läuft wie geschnitten Brot.“

Nun lässt sich darüber streiten, ob Ochs und Esel immer jeweils waren wie Honecker sie sich vorstellte. Aber das Brot zeigt ebenso die Unendlichkeit der Zerstörung. Umdichtungen wirken zwar oft banal, doch wenn weitere Metaphern hinzukommen, fallen sie nicht ganz so arg aus.

Den (Staats-) Kapitalismus in seinem Lauf halten weder Menschenrechte noch Klima auf.

Oder:

„Was ist der Einbruch in eine Bank gegen die Gründung einer Bank.“ (B. Brecht)

Was sind todbringende Müllkippen gegen maßlosen Konsum? Wir sind vernagelt oder nicht frisch im Kopf, so dass sich die Birne nicht die Rosinen herauspickt.

„Oh, das alles, und noch viel mehr

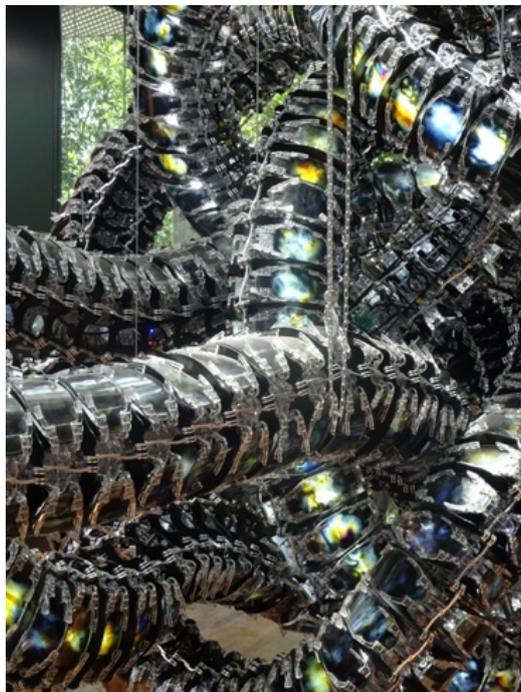
Wüрд' ich machen, wenn ich König von Deutschland wär“

(Rio Reiser, König von Deutschland)

Unsere heutigen König*innen kennen nicht die Zukunft, aber sie holen das Blaue vom Himmel. Wir alle kennen keine Zukunft, denn Zukunft existiert nur in den Köpfen der Menschen, wie auch die Vergangenheit. In der Alltäglichkeit halten wir uns an gestrige oder zukünftige „Fakten“, die recht oft vom Wolkenkuckucksheim geprägt sind. Letztlich leben und denken wir von der Gegenwart in Vakuen hinein, weil wir es gewohnt sind, formen wir diese in uns bekannte lebbare Szenarien um.³² Was so ist, das ist so. Selbstzufrieden drehen und wenden wir unsere Gedanken als Positivist*innen oder Kommunitarist*innen in unserem Kopf und sehen nicht, dass es viele Bohrlöcher gibt, die mit diesem reinen Gegenwartsdenken oder einem gemeinsamen Diskurs verfüllt werden können. Eine Bricolage entsteht. Wir entwickeln

³² Ausgenommen sind die heute bekannten, doch verharmlosten Risiken für die „berechenbare Zukunft“: Atomkraft, diverse kontaminierte chemische Abfälle. Diese Risiken sind dennoch nicht tatsächlich kalkulierbar. „Asse 2“ in den 1960er und 1970er Jahren als Atommülllager für schwach- und mittelradioaktives Material bei Wolfenbüttel genutzt, soff im Laufe der Jahrzehnte im wahrsten Sinne des Wortes ab. Sie, die „Asse 2“, soll saniert werden, doch, ob das überhaupt möglich ist und wohin der radioaktive Müll soll, ist mehr als ungewiss. Die einzig „sicheren Lagerstätten“ sind bisher oberirdische „Zwischenlager“ bei Meilern. Radioaktivität riecht, sieht, schmeckt, hört der Mensch nicht – deshalb zählt sie als sauber. Was Kohlendioxid betrifft, stimmt das. Das Bild der sauberen Energie fußt auf einer unglaublichen Lüge, lanciert über Wirtschaft und Politik. Für sie verheißt sie Fortschritt für die Zukunft in heute proklamierter Sicherheit. Kontingenzen bewegen den Atommüll, denn wir können heute nicht wissen, was in Jahrzehnten sein wird.

positive Bilder oder fatalistische Sequenzen, bei denen Freuds Kompensation und Sublimierung durchschimmern. Risiken werden völlig verharmlost, indem sie als notwendig klassifiziert werden, Schreckensbilder werden bei Gegenteiligem an die Wand geworfen. Waffen bedeuten Sicherheit, nicht Tod und Hunger. Atomkraftgegner überwintern bei Nacht mit kaltem Hintern, mit Atomkraft erwartet alle eine glühende Episode von rund 22 000 Jahren. Das Industriesystem sichert uns Wohlstand und ein unumkehrbarer Klimawandel grillt uns. Die Digitalisierung kommt sauber daher, indem sie fast genial das Beispiellose für ihre Abnehmer*innen konfiguriert. Selbstverordnete Systemrelevanz schützt sie vor ihrer Janusköpfigkeit. Das fluppt doch wie geschnitten Brot?



„Die Sprache ist dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen.“ (wahrscheinlich Talleyrand, 1807)

Die sozialisierte Sprache bildet nach diesem Zitat die Grundlage zu lügen. Innere Bilder folgen aus Sozialisationsprozessen, indem sie zur gesellschaftlichen Ausrichtung dienen (Vorurteile), äußere Bilder (Stereotype) weisen sehr oft einen manipulativen Charakter auf. Nicht die tiefgreifende Botschaft dient in Politik und Ökonomie zur Manipulation, sondern das den Hintergrund kaschierende Vordergründige. Selten, wie nach Fukushima, der Grundwert Überleben. Zur Illustration der an der Oberfläche kratzenden Parteistrategien, deren Botschaft auch an anderer Stelle „objektiv“ gaukelt. Ich erinnere mich an keine Grundlegendiskussion, denn es ist so. Wir gehen in diesem Wir auf: Die SPD warb mit Klaus Staack: „Deutsche

Arbeiter. Die SPD will euch eure Villen im Tessin wegnehmen.“ Die CDU: „Aus Liebe zu Deutschland: Freiheit statt Sozialismus – CDU sicher sozial und frei“.

Die Bilder sind dazu da, der Haltung für den Willen das Wollen (Kreuz an der richtigen Stelle) zu bereiten. Die Sprache der Parteien schöpft oberflächlich Tiefe, indem sie darauf baut, dass „ihre“ Leute „das“ intuitiv richtig verstehen, die „richtigen“ und „negativen“ Bilder im Kopf produzieren. Die politisch „richtige“ Produktion wird schwieriger, das habe ich beschrieben. Die digitalen Marketingstrateg*innen schleichen sich geschickter in unser Gefühl mit Hirn, haben es zudem einfacher, weil ihre Botschaft gezielte Minderheiten ansprechend vereinnahmen soll. Sie lesen uns digital aus, so dass wir seltsamerweise beim Anklicken das breite Angebot vorenthalten bekommen. Ist das nicht nett? Ich muss mir keine Mühe mehr machen, unsinnige Bilder zu betrachten. Mein Gefühl suggeriert mir Vertrauen. Für diese Produkte habe ich schon viel Bestätigung bekommen. Warum sollte ich etwas ändern? Ich wirke sportlich, solvent, dezent. Mein Job fluppt. Der Kuckuck hat das Ei in mein Nest geschmuggelt und ich brüte jetzt seine Produkte aus. Was ist dabei? Der Kuckuck mag mich, auch der der Gerichtsvollzieher. Das Positive erinnert mich an Mutter-Kind-Kommunikation: Ich meine es ja nur gut. Noch in den 1960er Jahren existierten funktionsfähige Regionalmärkte. Das Angebot schien begrenzt, doch die Basis der Begrenztheit hatte gegenüber der Macht des Digitalen einen anderen Hintergrund, sie dokumentierte eine andere Vielfalt.

Bekomme ich auf den Internetseiten auch politisch gesehen meine Meinung ins Netz gelegt? Ja, dem Algorithmus sei Dank. Diese Gedanken bekomme ich frei Haus, es sind meine, nur weiß ich das nicht. Wie schön ...



Das Verbergen von Hintergründigem wird leichter, indem die Rede, das Geschriebene, das Bild um tiefgreifende Information gekappt wird. Bildersturm und Gebrabbel überschwemmen sintflutartig unseren Kopf mit überflüssig Unwichtigem. Oder hat der Bundeskanzler die richtige Krawatte getragen, hat die Schauspielerin doch einen BH getragen, der Schauspieler seiner Frau ein Kleid von (...) gekauft, weil er ein schlechtes Gewissen hatte? Die Dämme drohen bei Überfütterung zu brechen. Die Fundamentalist*innen kennen das alles nicht, denn sie glauben nur ihrer*m Führer*in. Sonst ist Lüge, Quatsch, sind Fake News die Realität! Fundamentalistisches Ausgrenzen kommt einem Tabu sehr nahe und bildet eine hervorragende Strategie, um nicht überfordert zu sein. Die verflüssigte, dahinströmende Informationsmasse bereitet den Boden für Eindimensionales. Das ist von der Idee her schon lange nichts Neues, doch die quantitative Dimension ist neu, so dass es doch drastisch komplexer ausfällt: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß, doch ich rede immer mehr um den heißen Brei herum und weiß es nur nicht mehr. Nebensächliches findet gegenüber dem Wichtigen den Flow und wabert aufgeblasen im Meer des Plastikmülls.

Der Schuss schlägt wie eine Bombe ein. Nein, ein Geschoss pfiiff vorbei!

Gut, dass ich den Vorhang geschlossen habe.

Wo ist der Sandmann? Warum streut er keinen Sand in meine Augen?

Teil 2

Ohne Zwischen keine Erkenntnis³³

Ein Leben ohne das Zwischen ist denkbar, doch kaum sinnvoll. (nach Loriots Mopsgeschichte)

Zwischen uns passt keine Briefmarke. Wir sind zu weit voneinander entfernt, dass es nichts Gemeinsames gibt. Dieser Krümel zwischen den Zähnen nervt. Musst du immer dazwischen quatschen. Zwischen den Zeilen entsteht Literatur. Die Zeit zwischen den Kriegen ... Bilder gehören an ihren Ursprungsort.

Das sind Gedanken, mit denen wir von Zeit zu Zeit konfrontiert werden oder wir äußern sie selbst. Die Sprache lebt von Bildern: Die Briefmarke als Verbundenheit, die Entfernung als fehlendes Gemeinsames, der Krümel als Störendes, das Unterbrechen als Nervendes, die Literatur als blühende Phantasie, die Periode vom 1. zum 2. Weltkrieg als Intermediäres, das Gemälde wirkt an seinem Originalplatz anders als in einer Wanderausstellung. Alles fußt auf einem verbindenden Zwischen, das erst solche Aussagen ermöglicht. Ihnen gemeinsam ist, dass es ein Hauptaugenmerk gibt, das ohne rahmendes Zwischen nicht so existieren könnte. Hauptaugenmerk und Rahmen interagieren für das Individuum, so dass ein Zwischen entsteht, welches sowohl sächlicher, temporärer als auch personaler Charakteristik sein kann. Wenn beispielsweise der Rahmen des Bildes für eine betrachtende Person das Hauptaugenmerk bildet, so ist das Bild ein Teil des Zwischens. Es existiert, strahlt aus, so dass die Motivik gewollt oder ungewollt auf den Rahmen schimmert.³⁴

Das Augenmerk dieser Zwischen-Abhandlung liegt im wahrnehmbaren Wechsel von Zentralem und Beiläufigem einer Präposition, die auf den ersten Blick in einer Einheit oder Projektionsfläche aufgeht, doch de facto durch Zeitumstände, Umgebung und Stimmung eine nicht zufällige Konstruktion bildet.

³³ Diesen Teil habe ich mit einem lachenden und einem weinenden Auge verfasst. Einerseits fasziniert mich die Frage des Zwischens, die zum Wesentlichen erhoben werden kann, weil der Blickwinkel „Zwischen“ die Hauptsache wird, andererseits handelt es sich „nur“ um einen anderen Betrachtungsaspekt mit einer Präposition, der Übersehenes in das Feld der Wahrnehmung erhebt. Bilderahmen wirken auf ein Bild zurück, ein Gesicht unterliegt dem vergleichenden Wie der subjektiven Skripte. Unterschiedliche Hintergründe, Ursachen formen andere Wirkungen. Das Zwischen als unterschätztes Beiwerk des Eigentlichen.

³⁴ Das Zwischen ließe sich ebenso als Unschärfe bezeichnen, doch stieße es damit an Zuordnungsgrenzen. Die Unschärfe sprachlicher Begriffe (Adam Schaff) wäre ein Anhaltspunkt. Der Begriff der Unschärfe weist jedoch entweder in eine additive Richtung oder alles wäre unscharf und hätte nicht die Bindung des Zwischens, stünde „nur“ nebeneinander. Das Zwischen weist eine verbindende Ebene auf, weshalb auch der Begriff „Rahmen“ als trennender unpassend ausfällt. Ein Rahmen kann grundsätzlich ein Zwischen oder ein Punktum verkörpern.



Jedes Zwischen hängt von der Hauptaufmerksamkeit im aktuellen geistigen Raum ab und kann bei einem Betrachtungswechsel zu einem manifesten Zwischen³⁵ - also Hauptaugenmerk - werden, das sich in der Folge ebenso wieder zu einem fluiden Zwischen in der Wahrnehmung ändert. Die Blickrichtung, das Hauptaugenmerk entscheidet, ob es sich definitorisch um ein manifestes, ein fluides oder ein nicht wahrgenommenes Zwischen handelt. Die Varianten stehen grundsätzlich als temporäres Zwischen relativ zueinander, hängen emotional oder eher kognitiv vom Wahrnehmungsapparat der Menschen ab. Die situative Wahrnehmung im Rahmen einer Erstaufmerksamkeit entscheidet über die Gestalt des Zwischen. Eine weitere definitorische Eingrenzung des Zwischens betrifft den Raum. In einem Raum existiert Bekanntes und Unbekanntes. Letzteres sperrt sich oft gegenüber kognitiver Aufnahme, weil es abgeblockt oder nicht wahrgenommen wird. Der geistige Raum zwischen Menschen erfährt jeweils spezifische Füllungen, die an der Oberfläche übereinstimmend ausfallen können, doch in der Tiefe des emotionalen und geistigen Raums des Individuums wird individuell verschoben oder verändert. Nicht nur Körper, Gefühl und Geist stehen dazwischen, sondern ebenso die differente Adaption der Umgebungsaufnahme. Letztlich dreht es sich darum, welchem Detail oder Ganzen mit den ersten Blicken Leben eingehaucht werden. Der Blick wird über das Wie oder das Fremde angezogen. Das Wie ist eingebettet in bisherige Erfahrung, indem verglichen wird, das Fremde, das bisher Beispiellose wirkt über das Irritierende, das bisher Unbekannte.

Jedweder äußere oder innere Gedanke trägt in Kommunikationen zu Neuformationen – oft in kaum wahrnehmbare Hinzufügungen als Bereicherung oder Verkürzung - des Ursprünglichen

³⁵ Den Begriff des „manifesten Zwischen“ entwickelten Björn Sedlak und ich in einem Gespräch.

bei, so dass zwischen der alten und neuen Füllung Neukonfigurationen entstehen. Der materielle Laut, ebenso die wahrnehmbare nicht-verbale Äußerung verändern, den vorherigen Fluss. Der Gedanke durchdringt mit seiner Ausdehnung den Raum, so dass jedwede Durchdringung ihn latent bis massiv erweiternd umkonfiguriert. Der Raum des Gesprochenen und Gemeinten dehnt sich durch das neu Gesehene, Gefühlte, Gesagte, Gehörte und Geruchene. Neue Verbindungen entstehen, Synapsen finden zusätzliche Schaltstellen oder entstehen. Der Raum verändert seine qualitative und quantitative Größe, erfährt Beulen oder Ausbuchtungen gegenüber dem Bisherigen. Der existente physische Raum weitet sich durch mehr Information aus. Abstrakt wie konkret erfolgt eine erweiternde Neukonfiguration. Bei nur etwa 3-5% kognitiv aufgenommenen Materie aus der Lebensumgebung bleibt von der potentiellen Informationsflut die Masse im Dunkeln der Gefühlswelt, im Unbekannten des Zwischen oder unwiederbringlichen Vergessens oder außen vor.³⁶

Atheoretisches – also vor-verbal Emotionales - als Vorstufe der Sprache und die Sprache selbst bekommen durch Emotion und Kognition Veränderung, Ausdehnung. Der materielle Laut mit seiner Trägerstruktur Emotion erzeugt Bewegung vor allem im Wahrnehmungs- und Verarbeitungsapparat der Individuen selbst, so dass der individuelle geistige Raum nicht-lineare Ausstülpungen erfährt. Dass, was viele Menschen als Nichts betrachten, bewirkt durchaus Änderung und Deformation des Raums. Das Rationale, das Vernünftige, das

³⁶ Dieses permanent sich wandelnde Zwischen verhält sich wahrscheinlich ähnlich zu Einsteins Relativitätstheorie. Einsteins Theorie besagt (extrem vereinfacht), dass Bewegung den Raum verforme. Forscher*innen arbeiteten etwa 100 Jahre, um Einsteins Annahmen zu verwerfen oder zu verifizieren. Sie bestätigten sie nach und nach. Einstein ging von Werturteilen, auch Fakten genannt, seiner Wissenschaft aus und baute darauf seine neuen Modelle, die in der Konsequenz schon lange richtig schienen, doch schlussendlich nur abstrakte Operationen waren. Der Möglichkeitssinn seiner Annahmen schien real. Die Vorstellung des unendlichen Raums, der Ausbeulungen oder Erweiterungen durch neue Energie erfährt, lässt sich – hier thesenhaft - auf das komplette menschliche Sinnessystem, Logiksystem und Nicht-Linear-Logische übertragen. Die Erkenntnis allerdings verbleibt in einem viel raumgreifenderen Individual- und Kollektivsystem des Menschen, aus dem sich nur die Abstraktion über das Biochemische in dem nicht nachvollziehbaren Entstehen subjektiver Schlüsse verallgemeinern lässt. Das menschliche Gehirn stellt wie das Weltall einen unbegrenzten Raum dar, der nur höchst abstrakt ein Ende kennt. Dieses fiktive Unbegrenztsein ergibt sich aus experimentellen Modellen. Jedenfalls scheint noch nie ein hirnnorganisch gesunder Mensch an Kapazitätsgrenzen seines Gehirns gestoßen zu sein, wohl aber an die Grenzen des eigenen Denkens. Die Lage des Gehirns im Schädelknochen suggeriert Endliches, doch die Kapazität der Gehirnmasse selbst tendiert gen unendlich. Zwischen real Existentem im Gehirn und dem virtuell Denkbaren klafft ein indefinites Zwischen. Die Pole zwischen dem Zwischen und der Füllung des Zwischen sind keinesfalls exakt zu fassen, manchmal nur plausibel oder auch logisch definierbar. Das Zwischen lässt sich naturwissenschaftlich oder sozialwissenschaftlich als offener Systemzusammenhang umreißen. Die Hardware fällt gegenüber der Software konkret aus. Die Schnittstelle zwischen Hard- und Software sowie In- und Output ist benennbar, jedoch nicht mit einer linearen Logik konsistent konkretisierbar. Zwischen ihnen herrscht bestenfalls eine begründete Vermutung. Das Ergebnis von A zu B ist wie A und B vom naturwissenschaftlichen oder sozialwissenschaftlichen Gerüst fassbar, der Weg von Emotion mit Kognition bleibt hingegen als materieller Träger im Dunkeln. Es gibt eine synaptische Vorstellung davon, doch das Konkrete ist nicht manifestierbar. Mit der Vorstellungskraft des nicht-linearen Denkens lässt es sich hypothetisch einkreisen. (zu Grundlagen der Relativitätstheorie: s. Schlick 2019)

Logische ist nach der Theorie der geistigen Veränderung des Raums nicht mehr zwangsläufig logisch. Auf der oberflächlichen Ebene haben wir es mit einer linearen Logik zu tun, während das Dahinter nicht-linear, aber abstrakt logisch ausfällt. Auf der ersten Ebene treffen wir auf eine einfache Logik, die der Logik des Endlichen entspricht. Ein endliches System verbleibt – tautologisch formuliert – im geschlossenen Raum. Kombinatorisches kann auf der Basis von anerkannten Fakten nach richtig oder falsch kategorisiert werden, ein Irrtum ist ausgeschlossen. Auf der Metaebene werden die Konstruktionen vager und erfordern hypothetische Definitionsarbeit. Resultate treffen auf wissenschaftlich nachvollziehbare Annahmen, deren Erkenntnisse in die Ebene des bisherigen Nicht-Wissen-Könnens (Beck) vorstoßen. Letztlich sind sie Hypothesen, denn das heutige plausible Logische kann morgen im Raum durch weitere bisher unbekannte Erkenntnisse geöffnet, bestätigt oder obsolet werden. Soziologie als Wissenschaft fällt ewig jung (Weber) aus, wenn sie reflexiv verstanden wird. Oder: Der endliche Raum steht dem unendlichen gegenüber, so dass ein sich permanent wandelndes Zwischen mit ihm flottiert. Wissen oder Nicht Wissen, Nicht Wissen-Wollen oder Nicht Wissen-Können (s. Beck) bilden soziologisch gesehen die Kategorien. Zwischen unterschiedlichen Aufnahmen und Dispositionen von Menschen klaffen bekanntermaßen immense Unterschiede, die in den meisten Kommunikationen unsichtbar bleiben. Es existiert in diesen Fällen ein unsichtbares, auch unbenanntes Zwischen.



In der Praxis des alltäglichen Seins regiert das Zwischen, denn in einer Kommunikation können Menschen nur bei wenigen Aussagen auf richtig oder falsch bauen. ‚Entweder ... oder ...‘ lässt sich eher nur auf leichte Sachverhalte anwenden, bei denen keine großartige Reflexion benötigt wird. Allerdings stehen zwischen praktischem Sein und theoretischer Erkenntnis viele Hindernisse. Der Mensch begreift sich nur allzu gern als objektiv. Um es gemein zu formulieren, wer am wenigsten weiß, weiß am besten Bescheid. Denken in einem

geschlossenen Raum à la angewandtes Latein kann der Sphäre des nahezu Objektiven zugeordnet werden, weil die definierten Grundlagen Allgemeinplätze bilden. Eine 1 bleibt gesetzt und bleibt das zentrale Werturteil beim Rechnen. Im Bereich der Politik treffen viele Wertesphären aufeinander, die andere Resultate zeitigen. Die Diskussionsarena ist offen. Dennoch meinen viele Politiker*innen die 1 mit „Löffeln gefressen zu haben“, also ein objektives Werturteil zu verkörpern. Zwischen dieser Annahme und der Realität liegen Welten. „So ist das“ und „Wenn das so ist, dann ist es so.“ Oder eine sich selbst erfüllende Prophezeiung mündet in „der Realität“, die sich selbst vorgegaukelt wird. Im Gedanken zwischen Wirklichkeit und Wahrheit wird der Wahrheit das Objektivere entzogen.

Eine Arena des Wissens kann analytisch konfiguriert werden, so dass sie ein künstlich geschlossenes System bildet. Zur Feststellung der in ihr enthaltenen Gedanken mit ihrer Genese kann sie beispielweise milieu- und/oder familienspezifisch untersucht werden. Ein unendliches System an Wahrnehmungen und Fakten wird künstlich verkleinert, um Aussagen empirisch wie hypothetisch zu generieren. Das eigentlich Konkrete der herausgefilterten Aussagen bleibt abstrakt, weil von außen isolierte Einflüsse oder vorgenommene Kürzungen in der Realität virulent werden, die die Ergebnisse verfälschen.

Der gedankliche Raum verschiebt sich mit experimentellem – oder freiem – Denken, weil die alten äußeren Grenzen eingerissen werden. Dieses sich Annähern bleibt konsequenterweise vage, denn sonst wäre der Raum konkret, also endlich. Das ständige Umkonfigurieren, was einer permanenten Deformation des Raums gleichkommt, lässt sich nur höchst abstrakt bestimmen. Eine Autobiographie wird von ihren Träger*innen genuin überformt, weil sie in einem günstigeren Licht erscheinen wollen, unbeabsichtigt weitere neue Teile anders akzentuieren aufnehmen oder verwerfen. Ein Gefühl, ein Begriff, ein Gedanke kann eine Neuformation vieler Teilbereiche des Emotionalen und Kognitiven hervorrufen. Emotionen allein, also atheoretisches Verarbeiten bewirken ebenfalls Ausbeulungen des alten Raums, lassen ihn sich ausweiten.

Gedankliche Räume zeigen sich individuell und gesellschaftlich unendlich offen, gleichzeitig durch Sozialisationsprozesse ebenso (gestrig) gebunden. Für das Individuum bedeutet das, sowohl im linearen wie nicht-linearen Raum lauern emotionale und kognitive Überraschungen, die sich zwischen vorhersehbar, nicht erwartbar oder verschüttet bewegen. Dieser Raum erscheint tendenziell unendlich, wobei individuell und gesellschaftlich neue Raumgrenzen entstehen, die die alten Grenzen einreißen.

Ein geistiges Zwischen lässt sich nicht auf Bewegung im Raum allein reduzieren, sondern eine Änderung des Zwischen, die in einen statischen Aggregatzustand überführt wird, bleibt ein Zwischen, das vorübergehend existiert, also tendenziell fluide ausfällt. Wenn wir ein Bild in einer Galerie betrachten, hängt es an einer Wand zwischen anderen (gerahmten) Bildern, dem Fußboden der Decke usw. Das Zwischen verschiebt sich bei der Näherung zum Punktum und bekommt eine fast statische Variable bei der Betrachtung des Bildes. Das Ambiente des Bildes fungiert als Medium einer möglichen Neukonstruktion. Selbst das Gebäude für Ausstellungen wirkt aufladend über das Bild (s.o.).



Das Zwischen im Bild sowie das Ambiente mit den vielen weiteren Zwischen entpuppt sich als materiell oder immateriell. Das Materielle lässt sich leichter fassen, ob es sich um Bilder, Photos, Bilderrahmen oder Deckenhöhe, Licht usw. handelt. Für Betrachter*innen fällt die Relation zwischen materiell und immateriell durchaus anders aus, weil das Immaterielle als Atheoretisches versteckt wirkt, denn das Atheoretische entzieht sich im Prozess der Wahrnehmung einer bewussten Aufnahme. Schlechte Laune, schlechter Schlaf, ein Nebengedanke, der den Kopf nicht verlassen mag, vorherige Eindrücke des Tages, Vorerwartungen zum Thema etc. verändern und behindern Erkenntnis wie Kunstgenuss. Alles, was uns bewegt, fußt auf subjektiven oder objektiven Begebenheiten, die im Denken keine Rolle spielen müssen, doch das eigentlich Entscheidende konfigurieren: Emotion. Das Thema findet durch arrondierte Emotion eine latente Kaschierung, eine andere Färbung, die die

Verstehensebene beeinflusst. Die mehrfachen Ebenen des Zwischens, also eher subjektive und eher objektive Faktoren, vollziehen sich zwischen Wahrnehmung und Erkenntnis und schwanken zudem zwischen Zwischen und Exponat bzw. dem Exponat als Zwischen und dem Zwischen als zentrale Wahrnehmung.

Ein Zwischen rahmt reflexiv die Welt. Der Rahmen um das zu Verstehende reduziert die Komplexität, um das Etwas gedanklich fassen zu können. Der emotionale und analytisch konfigurierte Rahmen bildet eine Hilfskonstruktion, damit ein Problem in artifiziellen Situationen bearbeitbar wird. Das menschliche Gehirn filtert darüber hinaus exorbitant schnell aus, bevor der „Rest“ die bewusste Zone des Gehirns erreicht. Ein solches Denken kann fix sein, indem dessen Grenzen als undurchlässig betrachtet werden, kann aber ebenso eine analytische Konstruktion bilden, die strukturell einer interagierenden Zirkusarena mit Zuschauer*innen entspricht. Bilder, Filme, Bücher, Geschichte, politisches Geschehen oder einfaches menschliches Sein existierten nicht ohne das Zwischen. Kongruenz als verschmelzende Übereinstimmung bleibt eine Fiktion. Ludger Lütkehaus hat in seinem bemerkenswerten Buch „Nichts“ (2003), die Geschichte der Philosophie und der Literatur zum „Nichts“ durchforstet. Ohne damit diesem Buch gerecht werden zu wollen, will ich zwei seiner Gedanken heranziehen, weil sie das Zwischen beleben und das Nichts negieren, aber sie letztlich doch ein Zwischen darstellen.

„In bezug auf das nichtsige Nichts, ist jedes Wort, jeder Buchstabe eigentlich zuviel. Das Shakespearsche „(...) ‚Viel Lärm um nichts‘ herrscht, weil alles Reden Lärm ist, wo es ‚um nichts‘ geht.“ (Lütkehaus 2003, 732)

Das Nichts verschwindet jedoch nicht im Nichts, sondern es steckt in Seins- oder Werterelationen, dadurch wird es zu einer Beziehung menschlichen Lebens (s. Lütkehaus 2003, 741).

Das, was dem Nichts zu Teil wird, grenzt an das Zwischen. Das Nichts ist kein Nichts, sondern befördert Relationen. Das Materielle ist ihm zu eigen, obwohl es von der Setzung her als Begriff „leer“ sein müsste. Die Charakteristik der möglichen, auch sehr wahrscheinlichen Nicht-Wahrnehmung verbindet beide. Wer macht sich schon Gedanken darüber, ob es ein Zwischen, eine variable Selbstkommunikation zwischen einem Gemälde und dem Rahmen, von beiden zur Wand, dem Ausstellungsgebäude, der Stimmung im Raum, der eigenen Gefühlswelt vor und während der Betrachtung gibt: wenige Kunstfreund*innen, wenn

überhaupt.³⁷ Die offensichtliche Nicht-Wahrnehmung definiert im Umkehrschluss das Nichts. Im Nichts verbirgt sich das Nicht-Wahrgenommene als kaschierte nicht verstandene Materie. Folglich gibt es nicht das Nichts, denn es existiert mit und in dem potentiell erschließbare Zwischen.



Bilder sind nicht Bilder, sie entstehen erst im Kopf der Betrachtenden. Vieles was in einem Bild steckt, besitzt für Betrachtende keine wahrnehmbare Substanz. Es wird nicht gesehen, es charakterisiert ein nicht-gesehenes Nichts wie ein ungesehenes Zwischen. Die erste emotionale Näherung entscheidet über Sinn oder Nicht-Sinn des subjektiv (nicht) hervorstechenden Punktums. Es sei denn, eine Interpretation wird von außen erwartet oder sich bildungsbezogen selbst auferlegt. In diesem Fall richtet sich ein suchender Blick auf das Verwertbare, das vermeintlich objektiv herauszuschälende. Die Suchbewegung von einer subjektiv emotionalen Bildererschließung hin zu einer zu liefernden Interpretation führen fast zu einer diametralen Wahrnehmung. Eine zunächst atheoretische Füllung ruft ausschließlich Emotionen hervor, wirkt gegenüber durch Erkenntnis aufgeladenes Theoretisieren im deutschen Bildungsverständnis „dumm“. Rein subjektives Verhalten zählt als distanzlos. Immaterielles formt sich zu Materiellem oder verschwindet im Nichts. Wie ein Laut gewinnt die Transformation erst in sich Erkenntnis, wenn sie irgendeine Form von Sprachlichkeit erlangt. Das Gegenständliche oder Abstrakte des Abgebildeten variiert milieu-, kultur- wie

³⁷ Bei der Planung von Museen oder Galerien, sicherlich auch Kaufhäusern machen sich die (Innen-) Architekt*innen und Lichtplaner*innen Gedanken über das So-Werden des Gebäudes mit den Exponaten, doch geht es in der Regel „nur“ um Ausstellungsstücke an sich und nicht um das einzelne Bild, die einzelne Skulptur. Die Mona Lisa, Guernica, die Venus von Milo oder Nofretete bilden relative Ausnahmen. Spätestens bei Wanderausstellungen fehlt diese Exklusivität.

habitusbezogen. Das Punctum in Bild oder Text, welches uns zuerst in den Bann zieht, lebt in der Dialektik von Überindividuellem zu Individuellem, das sich im spezifisch Individuellen manifestiert. Das Individuum findet seine subjektive Interpretation, die zunächst emotional bedingt objektiv erscheint, sondern erlebt Beeinflussungen in Stimmung, Ort und Zeit. Insofern betrifft das heutige nicht zwangsläufig das morgige Verständnis.

Der Ort der Präsentation bildet den zweiten Rahmen. Die Frage nach Original oder Kopie des Dargebotenen fördert ebenfalls Differenzen. Als die C/O-Galerie noch im alten Postfuhramt Berlins residierte, wirkten dieselben Photos, wie sie heute in den Räumen der ehemaligen amerikanischen Botschaft aufgehängt werden, anders. Der marode Charme des Postamtes, das Wissen um die Geschichte des So-Belebten-Gebäudes strahlte mit seinen Gebrauchsspuren des Gestrigen, einer großen Vergangenheit mit Glanz und Niedergang gegenüber dem rechten Winkel der architektonischen Nüchternheit der ehemaligen Botschaft einen anderen Charme, eine andere Botschaft aus. Hingegen haben die Bilder in der C/O-Galerie eine gleichförmige Umrahmung, obwohl jede Kante etwas Trennendes herstellt. Die Dominanz des rechten Winkels, der glatt gestrichenen Wand, die vorherige Bestimmung des Gebäudes, wenn wir sie kennen, belasten Bilder, indem ihr Horizont eingeeengt wird. Biographisches und Geschichte der Betrachtenden liegen auf den Bildern. Die Studierendenunruhen in den 1960ern gegen Vietnam geben dem Gebäude und damit den Bildern eine Konnotation, die anders als bei denen, die „nur“ 1989 erlebt haben, aufgeladen ist. Bei Architekt*innen liegt beispielsweise das Gebäude besonders offen, zeigt und verrät es die ureigene Architekturgeschichte zwischen Zweckbau und Baukunst. Ein Ort verliert für später Geborenen das Lebendige in der eigenen Erfahrung. Andere Erfahrungen dominieren Schatten oder Sonnenstrahlen einer Ausstellung, die obendrein soziokulturell immer anders gefärbt sind.



Das Funktionale der Postgebäudes war geschichtlich für Menschen aus dem Westen recht fern, die DDR-Geschichte wabert dennoch für alle, die es kennen, über dem Gebäude, die Turnhalle mit den Basketballbrettern und ihrem Boden wirkte befruchtend irritierend für „Geschichtslose“. Ein produktives Chaos durchzog die Räume und forderte immer wieder einen neuen Blick auf die Bilder heraus. Herkunft und politische Haltung können Architektur und damit auch das Interieur übertünchen, so dass deren Wirkungen diametral ausfallen können. Das Diktat des rechten Winkels, das Gleichförmige der Architektur im geschichtlich noch nahen Zweckbau der Botschaft raubt eher Phantasie. Wir schieben uns an den Wänden von Raum zu Raum. Die Monotonie, das wenig Überraschende der inneren Gestaltung mag die Bilder in das Zentrum rücken, ihnen Klarheit verleihen, doch verlieren oder gewinnen sie je nach Blickwinkel an Ausdruckskraft. Das Andere, das sich nicht permanent Wiederholende, ohne in Eklektizismus abzugleiten, fördert demgegenüber geistige Frische, ein sich Sammeln für Neues. Die eher oder völlig unbewusste Wahrnehmung der Menschen fällt sehr different aus. Das Dazwischen definiert jedoch überall mit. So goutieren die Apologet*innen des rechten Winkels, der formalen Ordnung die Präsentation anders als die, die Spannung von Exponat und Raum suchen.

Das Umfeld der Präsentation beeinflusst nachhaltig Emotion wie Kognition der Betrachtenden, ohne dass dieser Fakt die Bewusstseinssebene erreichen muss. Walter Benjamin dachte gar in die Richtung, ob ein Original noch ein Original sei, wenn es woanders als üblich präsentiert werde. Diese radikal wirkende Aussage trifft den Nagel auf den Kopf, obwohl sich gleichzeitig die Frage stellt, ob das Original dann nicht an seinem ersten Ort, dem Ort der Produktion verbleiben müsste. Sinnvoll mag es daher sein, vom angestammten Ort zu sprechen, der zeitgeschichtlich und generationenbezogen andere Interpretationen hervorruft. Must be und Beliebigkeit erhalten wandelnde Konnotationen. Umgangssprachlich betrachtet kommt immer etwas dazwischen.

Zwischen bildet etwas Unausweichliches, dem sich individuell und gesellschaftlich nähern lässt, ohne das Unwidersprochene in letzter Konkretion herauschälen zu können. Ein Akt der Konstruktion zeitigt das strukturell Gemeinsame. Das Beispiel des Bildes oder Photos verdeutlicht aus theoretischer Sicht auf der ersten Ebene das Werk an sich, auf der zweiten Produzent*in und Intention, auf der dritten das Werk in der Kunstgeschichte, auf der vierten die Spannung von Werk, Rahmen und Lichteinfall als variable Schattierung und Farb-Interpretation einzeln und gemeinsam, auf der fünften Bildumgebung und Architektur der Räume, auf der sechsten Gebäude mit Umgebung und auf der siebten Publikum und

Kunstgenuss. Die subjektive Seite der Betrachtenden kommt mit all ihren Facetten achtens hinzu.

Sozio- wie milieukulturelle Voraussetzungen bilden die Grundlage für Interpretation, so dass die betrachteten Bilder zum Teil nur schwer vergleichbar sind ... ein Bild muss man gesehen haben. Erwin Panofsky arbeitet drei bildungsbezogene Akte der Interpretation heraus: vor-ikonographische Beschreibung (praktische Erfahrung), ikonographische Analyse (Kenntnis literarischer Quellen) und ikonologische Interpretation (Vertrautheit mit wesentlichen Tendenzen des menschlichen Geistes) (s. Panofsky 1975, 50). Diese soziokulturellen Differenzen zwischen den Bildungswegen der Menschen bedingen Kunstinterpretation. Nicht nur aber die sind von Bedeutung, sondern ebenfalls die Umgebung.



Absolute Musik braucht für Kunstliebhaber*innen keine Worte. Der Schauspieler Edgar Selge schreibt in seiner Biographie, dass „sein Edgar“ keine Worte für absolute Musik brauche (s. Selge 2021, 152). So verhält es sich in allen Bereichen der Kunst, doch bleibt die Frage nach der absoluten Kunst subjektiv und bildungsbezogen relativ. Dieses Versinken macht sprachlos, zieht alle Sinne in den Bann und führt zu einem Sich-Verlieren. Ein vorübergehender Zustand führt mit Glückseligkeit gefüllt in Fast-Ekstase. Marschmusik, Volksmusik, Schlager, Rock, Pop Punk, Klassik ... reißen Menschen bei Gefallen mit. Jede Kultur kennt Grundrhythmen. Andere Interpret*innen, Photograph*innen, Maler*innen schaffen mit demselben Sujet durch eine andere Akzentuierung nicht dieses In-den-Bann-ziehen. Das obliegt der subjektiven Wahrnehmung der Menschen mit ihrer Habitusstruktur. Faszinierend

bei diesem Gedanken ist nicht die Ekstase, sondern dass es eine atheoretische als nie gelernte Kunsthaltung gibt wie eine hoch theoretische Kunstauffassung, die dennoch das Atheoretische wieder subjektiv erschafft. Populärer formuliert: Der hochkulturelle Kunstgenuss ermöglicht ein Verzücken in einer komplexen Wahrnehmung, während der populäre Genuss mit seiner grenzenlosen Begeisterung in offen liegenden oder klareren Strukturen aufgeht.³⁸

Einstellungen zu Kunst leben extrem durch individuelles Verständnis vom Ambiente. Auf die C/O-Galerie bezogen heißt das, Sebastiao Salgados photographische Hommage „Genesis“ wirkten in der „Alten Post“ auf allen Ebenen anders als in der „Amerikanischen Botschaft“. Die Botschaft symbolisiert noch heute für 68er „Repression, Freiheit oder Rebellion“. Selbst wenn politisch nichts zwischen der alten US-Botschaft und der C/O-Galerie besteht, erscheint die Botschaft als architektonischer Nicht-Ort mit Allzweckcharakter. Zweck als Muster und Kunst verhaken sich, widersprechen sich, überlagern sich. Gewinn oder Schaden nimmt die Kunst. Bisher zeigte sich in Diskussionen um Kunst wenig zum Ambiente. Gebäude wirken auf Bilder zwischen Würdigung und Herabwürdigung. Selbst große Künstler*innen laufen Gefahr an „Nicht-Orten“ (Augé) keine besondere Aufmerksamkeit zu bekommen. Oder die Kunst wird speziell dafür kreativ entwickelt, so dass das unbekannte Zwischen als Rahmen einen unvergleichlichen Ausdruck schafft, einen gedanklichen Scheinwerfer evoziert.

Wenn Potsdams Kunstmuseum Barberini in rekonstruierten Räumen oder die Neue Nationalgalerie in Berlin rufen, finden sich in der Regel exquisite Exponate an den Wänden. Auch bei diesen repräsentativen Gebäuden existiert mindestens ein Zwischen. Z.B. bei Barberini kann sich despektierlich die Frage erheben, ob das Gebäude nicht schöner als die Bilder wirkt. Dennoch wird die Ästhetik des Gebäudes selten ursächlich mit der Kunst gesehen. Das Jüdische Museum mag anders ins Auge fallen, weil ein direkter Bezug zwischen Museum, Kunst, jüdischem Leben und Holocaust realisiert wurde. Für mich hatte das leere Gebäude des Jüdischen Museums eine dramatische Aussagekraft. Ein Haus als Symbol, das ich selbst mit meinen Gefühlen füllen durfte. Der Holocaust-Turm mit seinem selten vorhandenen Licht, seiner metallisch scheppernden Tür, der in mir die mordenden Nazis aufleben ließ, waren durch meine Emotionen präsenter als viele Exponate später.

Zwischen Kunst und Bauwerk, Kunst und Phantasie leben viele Zwischen. So erstrahlt der Glanz der Barberinis durch Kunst und Privatbesitz. Mäzenat*innentum würgt sukzessiv staatliche Museen, wie das Beispiel der USA zeigt. Zwischen Kunst und Museum regiert Geld, das nicht nur Bilder, sondern ebenso neue Architekturfanfane hervorbringt. Die Fondation Louis

³⁸ Mit dieser Bemerkung soll kein oben und unten in der Kunstrezeption bedient werden. Kunstaneignung unterliegt vielfältigen Lernprozessen, die heute recht exklusiv ausfallen.

Vuitton errichtete ein Gebäude, ein hauptsächlich aus Glas geschaffener Körper, der allein schon ein Kunstwerk darstellt. Noch einmal die Frage: Kann bildende Kunst der architektonischen Kunst standhalten? Oder wird der Ort für sie zum Nicht-Ort?

Exorbitante Privatgewinne ermöglichen Käufe, Bauten, die das Mäzentat*innen-tum befördern, während die staatlichen Galerien/Museen sukzessiv ausdörren werden. Zugleich werden über die ungleich ausgestattete Konkurrenz die Preise hochgetrieben und Kunst als Kunst definiert oder als Nicht-Kunst eliminiert. Private Sammlungen in den USA definieren durchaus Kunst politisch entsprechend ihrer Ansichten. Kunst ist – wie alles – immer politisch, doch die explizit als politisch ausgewiesene Kunst findet eher Zensierungen in Privatsammlungen. Die Betreiber*innen sind keiner Pluralität verhaftet, kennen keinen Zwang.

Der Ort oder Nicht-Ort, in dem etwas Spezifisches beheimatet ist, schafft ein Ambiente, das in ein Museum wirkt. Marta Herford, ein noch relativer Nicht-Name außerhalb der Kunst- und Architekturszene, ist keine Frau, die Herford mit Nachnamen heißt, sondern ein von Frank Gehry entworfener Museumsbau, der der zeitgenössischen Kunst verschrieben ist: Ein faszinierender architektonischer Wurf mit qualitativ hochstehenden Ausstellungen zu zeitgenössischer Kunst. Zwischen Marta und Barberini stehen ein unbekannter oder bekannter Ort mit unterschiedlicher Strahlkraft, das über das Machtgefüge in der Kunstwelt genährt wird. Das Außen schwappt nach innen und umgekehrt. Das Kennen von Orten nivelliert ein wenig das Punktuelle oder Generalisierende von Orten im Ort. Bei Barberini „muss“ ich gewesen sein, der Bau wirkt über Potsdam hinaus, Marta muss ich erst erklären. Mit Julius Cäsar kann diese Aussage wiederum karikiert werden: "Lieber möchte ich in diesem Dorf der Erste sein, als in Rom der Zweite."

Das Zwischen bläht auf, das Eigentliche gerät in den Hintergrund. So soll es nicht sein, doch ohne die Frage des Drumherums sehen wir etwas, das das intersubjektive Moment verkleistert. Ein weiteres Beispiel: Gehen wir in den Louvre. Ich will auf den Magneten, der eigentlich eine Magnetin ist, mich ausschließlich beziehen: Mona Lisa. Leonardo da Vinci malte sie im 16. Jahrhundert. Die Mona Lisa steht für eine recht frühe hervorragend plastische Malkunst. In allen möglichen Verdrehungen existiert sie heute zudem als Gimmick, Give Away, Ente und was weiß ich. Dieses Dazwischen benenne ich nur, obwohl entscheidender die Präsentation selbst ist. Hing in den 1970er Jahren Mona Lisa einfach „nur“ an einer Wand, so thront sie heute unter Glas. Grausam, das Bild kann ich nicht mehr genießen, ich kann nur noch sagen, dass ich im Pulk von vielen Menschen irgendein Frauenbild gesehen habe, das als Mona Lisa bezeichnet wird. Der Pulk wird zahlenmäßig durch Slots bestimmt, die mir suggerieren „Jetzt musst Du genießen“. Bei Nofretete im Neuen Museum Berlin thront

ebenfalls zwischen ihr und mir ein Glaskasten, der meinen Genuss schmälert, zwischen uns agiert. Hier trägt das Dazwischen Wörtliches und Abstraktes. Ich sehe ein Bild, einen Kopf, was so nicht existiert, die Umstände, wie mögliche Zerstörung, Begrabbeln etc., verhindern das Authentische, den Genuss auf zeitlichen Zuruf. Eigentlich reichte es jetzt einen Kunstdruck zu kaufen, der dem Glasscheibenoriginal gleichkommt. Ein Abbild zu haben, mag an ein Kunstwerk erinnern, es symbolisiert ein Original. Zwischen dem Original der Mona Lisa und mir steht nicht nur mein Portemonnaie. Die Distanz zwischen meinem Wohnort und dem Louvre kann ich überwinden. Das ist bei weitem nicht alles zwischen Mona und mir. „Ich habe die Mona Lisa gesehen“, sagt nichts über Kunstgenuss. Zwischen einem Ereignis und einem Erlebnis liegen Welten. Die Masse transportiert Possessives, das sich verbal in papageienhafter Bildung spiegelt. Warum sonst müssen Menschen ein Original sehen, was sie mit einem Plakat oder einem Giclée-Druck, der immerhin schon dem Original näher kommt, ebenso könnten? Ich bin, weil ich habe und damit kann ich meine Freund*innen mit meiner Mona beeindrucken. Kunst für alle darf nicht bedeuten, dass Dabeisein alles ist.

Zwischen bedeutet in dieser Annäherung, dass ein reflexiver Begriff in Theorie und Praxis existiert. Alle bedeutenden Faktoren besitzen die mögliche Aura des Unfertigen. Erst der Mensch als Betrachter*in vollendet das Kunstwerk mit seinem Ambiente durch höchst subjektive Aufnahme. Ob es ‚Kunst für die Kunst‘ oder ‚Kunst um der Kunst Willen‘ ist, hängt hintergründig davon ab, inwiefern sich das Individuum „nur“ mit der Kunst berauscht oder diese einem Zweck unterordnet. Ein Verlieren im Nichts oder im Zwischen bleibt möglich.



Alle aber haben gemeinsam, dass sie in der alltäglichen Kommunikation unscharf ausfallen können. Piktogramme oder Icons bleiben, wenn sie bekannt sind, in ihrem Verständnis eher identisch; bei Metaphern, Sprachbildern oder allgemein Sprache wird es komplizierter. So denken wir, dass wir uns verstehen, doch meinen wir uns zu verstehen.³⁹ Mit abnehmender sozialer Dichte öffnet sich die Schere des ungewollten Missverstehens.

Dennoch: Sprache, Bilder, Sprachbilder oder Metaphern, Symbole, Icon, auch Piktogramme sind uns mehr oder minder im Alltag bekannt. Symbole, Icons, Piktogramme unterliegen trotz ihrer Oberflächlichkeit einer – zwar ungleichgewichtigen - alters- und kulturspezifischen Bedeutungsverschiebung; sie wandeln zwischen Oberfläche und tiefem Sinn. Piktogramme oder Icons scheinen oft über ein kulturelles Verständnis hinauszudeuten, während Sprache; Bilder, Sprachbilder, Metaphern sehr deutlich kulturell – zumindest ursprünglich - unterfüttert sind. Die Metapher „It's raining cats and dogs“⁴⁰ hatte ursprünglich im Deutschen das Äquivalent „Es regnet Bindfäden“, „Es gießt aus Eimern“, erst später fielen im deutschen Sprachraum die Katzen und Hunde. Was einigt oder unterscheidet die erwähnten Begrifflichkeiten neben dem noch weiter zu klärenden Kulturellen? Vieles, vor allem der Zeitpunkt der Geburt. Sprache, Kultur, Erfahrungen etc. fallen nicht statisch aus, sondern wandeln im Zeitlauf das menschliche Sein. Lebendige Erfahrung prägt anders als tote Materie. Die Masse der Bilder oder herangezogenen graphischen Produkte, die den öffentlichen Raum reglementieren, unterscheiden sich deutlich von denen im Smartphone. Die Eroberung der Symbole oder Piktogramme im öffentlichen Straßenraum geschieht zwischen Eltern, Umfeld, Schule und Führerscheinprüfungen. Das Smartphone erfordert eine individuelle Iconschulung, die ein bildhaft kommunikatives Austauschen und Akzeptieren der User*innen voraussetzt. Das Zwischen findet auf der zweiten Ebene der Interpretation durch persönlichen Kontakt eine deutlich individuellere Zwischenebene gegenüber einer absoluten gesellschaftlichen Notwendigkeit im Straßenverkehr als erster Ebene.

Die Metapher mit ihrer Bedeutungsverschiebung kann rein persönliches Verständnis wie auch gesellschaftliche Qualität aufweisen, kann positive Eigenschaften oder in der Regel negative transportieren. Damit korreliert die Metapher mit Sprachbildern, Sprache, Piktogrammen, Symbolen etc. Das Mittel oder die Methode des Ausdrucks hängt grundsätzlich vom Inhalt, der Botschaft ab und unterliegt der Wahl des Zwischen von Inhalt und Medium.

³⁹ Eine Gedicht von Gottfried Benn „Was man nennt ...“ trägt den Hintergrund.

⁴⁰ Der Ursprung des Katzen- und Hunderegens geht wohl auf das 17. Jahrhundert zurück. Wahrscheinlich wurden aufgrund mangelhafter Kanalisation tote Katzen und Hunde bei Starkregen durch die Gassen gespült.

Zwischen bedeutet in dieser Annäherung, dass es einen reflexiven Begriff in Theorie und Praxis umschließt. Alle bedeutenden Faktoren besitzen die mögliche Aura des Unfertigen. Erst der Mensch als Betrachter*in vollendet das Kunstwerk mit seinem Ambiente in höchst subjektiver Aufnahme. Ob es ‚Kunst für die Kunst‘ oder ‚Kunst um der Kunst Willen‘ ist, hängt hintergründig davon ab, inwiefern sich das Individuum „nur“ mit der Kunst berauscht oder diese einem Zweck unterordnet. Ein Verlieren im Nichts oder im Zwischen bleibt möglich.

Dennoch wissen wir mehr als Nichts, das in vielen Köpfen eine kognitiv nicht-existente Existenz zwischen unbekannt Bekanntem führt. Das Nichts ist in dieser Betrachtung als doppeltes Zwischen kenntlich. Das Zwischen steht in sprachlicher Unschärfe, unvergleichlicher Emotion, unendlicher Wahrnehmungsvarianten und schier unendlicher Habitusformationen, dennoch entwickelt es für Betrachter*innen etwas Gemeinsames: den Rahmen. Wenn der Rahmen thematisiert wird, entwickelt er sich zumindest temporär zum Punktum. Das Wirkgefüge entsteht in dieser Annahme mit dem Rahmen, der einen Gegenstand vom Sonstigen trennen soll, was jedoch nie gelingen kann. Das Zwischen lebt in der unendlichen Strahlkraft im Verborgenen zu wirken. Der trennende Rahmen steht für eine statische Abgrenzung, die formal gelingt, doch emotional unzureichend ausfällt.



Gelungene Marketingstrategien vermeiden das störende Zwischen⁴¹, indem sie eine für ihr Produkt heile Welt schaffen. Die Museen dieser Welt versuchen Ähnliches.⁴² Wenn Menschen Sneakers tragen, deren Herkunft wichtiger ist als der Tragekomfort, den sie billiger bekommen

⁴¹ s. a. Ausführungen zu Ort, Nicht-Ort und Zwischen.

⁴² Die Typologie des Vergleichs enthält grundsätzlich ein „Hinken“ zwischen den Vergleichsebenen. Das Zwischen fällt ebenso nie komplett identisch aus.

könnten, sich damit zur quasi religiös aufgeladenen Community zählen, nehmen sie nur einen Ausschnitt von sich wahr. Leihgaben von Bildern oder Wanderausstellungen ermöglichen uns Bilder zu sehen, die uns sonst verschlossen blieben. Die Intensität der Exponate fällt anders aus. Zwischen Hauptsache und Nichts erleben wir grundsätzlich andere Wirkmächtigkeiten. Roland Barthes Punctum, mit Erwin Panofskys kulturellem Verstehen verbunden, verkörpert individuelles Interesse und Aufnahmen von Kunst und – so will ich ergänzen – Alltag. Erkenntnis hängt von Sozialisationserfahrungen und dem Willen zum Wollen ab. Mit unseren emotionalen Skripten spielen wir jedoch alle mit.

Das Zwischen bildet und füllt die Leerstelle des Wies. In der Kindersprache der vierjährigen Mädchen und Jungen erlebe ich von Zeit zu Zeit eine Übersetzung: Es ist genauso, aber anders. „Anders“ verkörpert für sie das Zwischen als Unterschied.

Bilder mit Zwischen - Epilog

Vieles habe ich geschrieben, vieles nur angerissen. Die Wirkmächtigkeit von Bildern tobt in unserem Kopf oder geht an ihm vorbei. Viele Bilder existieren, doch unser Gehirn filtert für uns aus. Wie die anderen dazwischen wirken, kann noch nicht schlüssig beantwortet werden. Zentral bleibt, dass unser Denken in irgendeiner Form bildhaft ausfällt und wir eine gemeinsame Sprache brauchen, um die Bilder, die unser Bewusstsein erreichen zunächst wahrzunehmen, um überhaupt interpretieren zu können.



Diese beiden auf den ersten Blick leeren Rahmen hingen an einer Wand in den Uffizi (Florenz). Warum sie dort 2020 platziert waren, enthebt sich meiner Kenntnis. Jedenfalls bildeten sie einen hervorragenden Kontrast zu den oft überbordenden Gemälden. Die Rahmen umschließen kein Nichts, denn dann könnten wir Yves Kleins Monochrome nicht als Etwas bezeichnen. Allein die Hintergrundfarbe von Wand und Bild eröffnen eine Perspektive auf die Farbe. Sind gar die Schatten des Lichts als wandernde Installation aufzufassen? Der kleine Ausschnitt in den Rahmen zerschneidet die sonstig klare Rechteckigkeit. Sind die wandernden Schatten das Eigentliche oder das Zwischen? Oder liegt der Zauber zwischen den Rahmen?

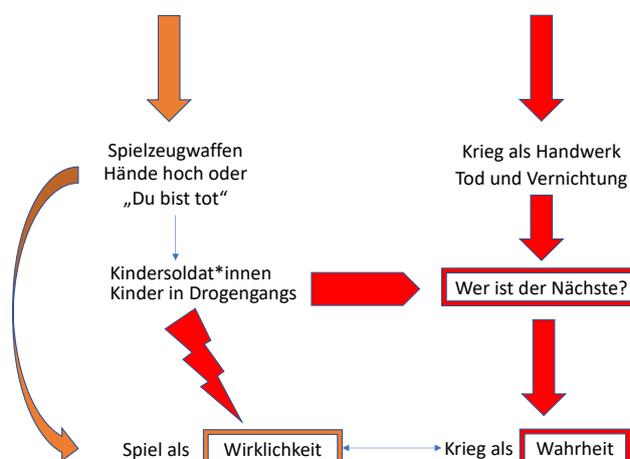
Das Zwischen schleicht sich überall ein, dient zur Abgrenzung wie zur Erklärung, so dass es selbst zur Hauptsache werden kann. Das Zwischen den abgebildeten Rahmen kann mannigfaltige Bedeutungen aufweisen, doch mit der Zusatzinformation, dass die beiden Rahmen so in den weltweit bekannten Uffizi (Florenz) aufgehängt waren, wirkt paradox, banal. Oder war gar ein Schalk am Werk?

Harings und Banksy sind Meister darin, Neues in Altes einzufügen, so dass sich das Zwischen den Werken wandelt. Jeder Strich, alle Tags ändern ebenso. Den alten Raum gibt es nicht mehr, der erobert hat von ihm Besitz ergriffen. Ob es gefällt oder nicht, die Aufmerksamkeit findet eine andere Richtung. Aus dieser kleinen Perspektive des Zwischen ziehe ich, dass Alltäglichkeit und Kunst zumindest eine Gemeinsamkeit haben: Beide erlangen Aufmerksamkeit, öffnen Neues oder Anderes. Ob wir das „zum Kotzen finden“ oder heroisieren, Kunst verliert das Künstlerische, wenn das direkte oder strukturelle Plagiat Räume erobert. Platter Nachahmung spreche ich Kunst ab. Ich erinnere mich dunkel, dass Müll schon zur Kunst erhoben wurde. Auch ein Urinoir erlangte Weltruhm: The Fountain von Marcel Duchamp (1917). Ebenso wie „Monochrome“ von Klein kann nur ein Original Kunst für sich beanspruchen.

Zu Sprache als kommunikativer Verarbeitung variantenreicher Kunstwerke bleibt festzustellen, dass sie ebenso nicht eindeutig ausfällt. Die Sprache steht wegen ihrer Unschärfe in doppelter Hinsicht im Zwischen. Einerseits im Zwischen unterschiedlich besetzter Begriffe und andererseits in der unterschiedlichen Interpretation von Bildungs- und Lebenswegen. Kulturelle Prägungen lassen das Zwischen oft nahezu verschlossen. Einfach formuliert: Das zugrunde liegende Werturteil entscheidet, was gefällt oder nicht. Manches Mal erscheinen die Werte als Guillotine, so dass jede Form der tieferen Rezeption abgeschnitten ist. Wenn ich „So ist es“ oder „Das ist ebenso“ höre oder lese, merke ich, dass Inhalt und Zwischen abgeschnitten wird. An der Guillotine vorbei: Kunst muss gefallen, Kunst muss aufrütteln, Kunst muss benennen, Kunst kennt die Straße, den Raum.

Sprache und Bild erfordern eine besondere Aufmerksamkeit, denn Bilder werden im Abendland mit den Menschenrechten und deren kultureller Adaption konfrontiert. Die dramatische Differenz zwischen nördlicher und südlicher Hemisphäre, aber unterdessen auch innerhalb der nördlichen Hemisphäre besteht in der Dominanz der unbewussten und/oder bewussten Bilder des abendländischen Denkens. Dieses Zwischen blockiert Denkfiguren und manifestiert sich als heimliche Macht. ‚Das Land braucht sicherlich nicht nur neue Männer‘ (Ulla Meinecke), sondern eine Überwindung von Zwischenmisstrauen. Bilder im Kopf, vielen Köpfen führen gerade in diesen Zeiten zu Unterdrückung, Krieg und weiteren Abscheulichkeiten. Diese Bilder waren individuell und kollektiv nie „weg“. Sie schlummern unter der Oberfläche, um geweckt - in diesem Fall missbraucht - zu werden. Unser Gehirn arbeitet dermaßen komplex, sammelt Bilder im Nirgendwo des Vorhandenen, spült sie an die Oberfläche oder lässt sie im Untergrund wirken. Ich zeige auf, dass diese Bilder nicht unsere ursprünglich eigenen sein müssen, sondern von uns irgendwie sozialisatorisch eingesammelt oder generational im epigenetischen Sinn übereignet wurden. Insofern bekommt die kulturelle Frage im Sinn des Erinnerns eine besondere Bedeutung im individuellen wie kollektiven Gedächtnis. Eine Überhöhung des kulturellen Gedächtnisses führt zu Rassismus, Antisemitismus, Nationalismus, so dass das Recht auf Leben der Anderen zu Sächlichem umdefiniert wird. Ich erinnere mich an einen Film zu Straßenkindern in Rio de Janeiro („City of God“). Darin gibt es eine Szene, in der ein Junge eine Todesliste in der Hand hält. Er wird gefragt, warum ein Mann, der an erster Stelle steht, erschossen werden solle. Sinngemäße Antwort, weil er auf der Liste stehe.

Kinder zielen und knallen – Soldat*innen schießen und töten



Für den Jungen logisch, für uns barbarisch. Keine Empathie, Kinder kennen noch nicht eine ausgeprägte Empathie, das Auslöschen und sind als Kindersoldaten oder Todesschwadronen verführbar, nein: manipulierbare Killer. Das charakterisiert die Kehrseite von Sozialisation wie sie abendländisch interpretiert, ausgeblendet wird.

Sozial bildet keinen positiv geschützten Begriff. Wie alle anderen Begriffe auch unterliegen sie (teil-) gesellschaftlicher Füllung. Alle Sozialisierten sind gelungene oder misslungene Produkte ihrer Gesellschaft. Täter*in sind die Erwachsenen, die sich bei ihnen als willfähiges Instrument bedienen. Risse in Bildern fallen so selbstverständlich aus, wie das Zwischen zwischen ihnen wirkt.

Die Aufgabe für eine menschliche Perspektive bedeutet im Prinzip dreigleisig vorzugehen: 1. Die ewig hasserfüllten Gestrigen gilt es in ihrem gedanklichen Ghetto zu lassen, aber behutsam ruhig zu stellen, denn alles andere wäre vergebliche Mühe, 2. die, die auf der Kippe zur Unmenschlichkeit stehen, sollten diskursiv mit Sprache, Bildern und Zwischen in die Menschenrechtscharta eingebunden werden und 3. die, die vielen differenten Bilder und die vielen Ebenen des Zwischen diskursiv mit einer demokratischen Werthaltung schätzen, müssen „nur“ noch lernen den Klimawandel als Problem zu internalisieren, damit spätere Generationen ebenso wie sie Freiheit genießen können. Wer ist Richter*in, wer Ankläger*in? An dieser Stelle treten Moral und Diktatur in Konflikt. Via Instruktion mit Gewaltandrohung, so zeigt die Geschichte jüngst in Hongkong, lassen sich „Erfolge“ erzielen, ein diskursiver Prozess bei gleichzeitiger Kontrolle von heimlicher Gewalt, der moralisch gesprochen am fairsten wäre, scheitert derzeit - polemisch gesprochen - an der Dummheit der Egomane*innen.



Bei Akzeptanz wären Russell-Tribunale, wie zum Vietnamkrieg, die formalrechtlich nicht agieren können, aber dadurch eher Akzeptanz in der Bevölkerung erreichen, die Lösung. Milo Rau, ein Schweizer Filmemacher, initiierte sie im Kongo und zu den Pussy Riots in Moskau. Wahrheitsfindungskommissionen in Ruanda oder Südafrika kommen den Tribunalen sehr nahe. Demgegenüber steht der Weltgerichtshof in Den Haag zur Verurteilung von Kriegsverbrechen; die USA und Russland erkennen diese Gerichtsbarkeit nicht an.

Egoismen, die zu Kriegen führen, müssten entsprechend der Verlautbarungen fast aller Staaten auf dieser Weltkugel der Vergangenheit angehören. Noch einmal: Ein Geisterfahrer*in? Nein, nur ich und mein Staat nicht. Der Schluss einer Publikation, die sich u.a. mit gesellschaftlichen Hintergründen befasst, fällt gegenüber der Wortgewaltigkeit, der Bildhaftigkeit des Hauptteils meist schwach aus. Schwach deshalb, weil die einzige Macht, die Schreiber*innen aufbieten können, Wort wie Bild betrifft und dessen Gewaltigkeit und Macht beschränkt ist. Worte und Bilder können zwar emotionale und in der Folge kognitive Dissonanzen evozieren, doch erreichen sie nur die, die erreicht sein wollen. Nach Sartre reicht der Wille nicht. Andere werden im günstigen Fall in ihrer Werthaltung verunsichert oder „pellen sich ein Ei darauf“. Das Nichtwollen kann an der fehlenden Überzeugung des Gegenstandes für sie liegen, weil sie einem falschen Schwarm ihre Intelligenz geben. Nichtwollen bedeutet zudem, bequem zu sein, weil das Lesen von Büchern Mühe bereitet. Oft erlebe ich von fanatischen Ich-Täter*innen, dass sie erwarten, dass ich mich ihnen gegenüber öffne, während sie mit ihrer „richtigen“ Meinung dermaßen einbetoniert sind, das alles Andere Nonsense aufweist. Ich soll viel Zeit aufbringen, um mich mit ihrer Ideologie auseinanderzusetzen, doch ein Hinweis, dass Lesen von anderslautenden Quellen vielleicht sinnvoll wäre, um sie eigene Position abzugleichen, führt zu „WARMER LUFT“. Mich erinnert das an politische Gruppierungen, die den Staat, in dem sie leben permanent massiv kritisieren, gleichzeitig aber, wenn sie sich ungerecht behandelt fühlen, gegen ihn klagen und bei einem gewonnenen Prozess für die ihnen zugekommene Gerechtigkeit stolz sind. Sonst sind Gerichte in der Tradition des Faschismus, der Reaktion, der Kommunisten. Schwarz-Weiß-Denken heißt Konflikt, Krieg ... Gewalt, wofür der Fackelläufer aus der Zeit des Nationalsozialismus steht. Wer schreit hat keine Argumente mehr, sagt sinngemäß der Volksmund. Im Krieg mutiert der Schrei zur Waffe.

Es scheint das Paradoxe hindurch: Menschliches Leben in der Erdgeschichte ist nicht „mehr als ein Hauch in der Ewigkeit“ (Herder), dennoch sehen sich Menschen als die „Sonne“, die in der Geschichte alles überstrahlt. Wenige Sicherheiten können wir benennen, was ich mit der Kontingenz aufzeige.



Eine ganz übermächtige gibt es, über deren Ende das Nichts, besser eine Metamorphose droht: oder das eigentlich Schöne nach dem Erdendasein noch suggerieren soll: der Tod. Auch der Tod bekommt in einigen Religionen noch das Weiterleben, denn das Paradies wartet, um das Erdensein im Elend noch euphemistisch aufzuladen. Die Toten können die Geschichtsbücher nicht mehr lesen. Die Lebenden sollten alle zu den Privilegierten gehören. Für Ismen sollte die Uhr abgelaufen sein.

Hypothesen zu Inhalten einer soziologischen Theorie zu Visuellem, Sprache und Zwischen

Bilder ganz allgemein können zur Aufklärung beitragen, bei Sprache setze ich das als bekannt voraus. Die Sprache wirkt jedoch durch ihre Träger*innen mit ihren in ihr verhafteten, tatsächlichen oder imaginierten Bilder wegen ihrer Unschärfe irritierend unvollendet. Ihre dahinterstehenden Bilder stammen entweder aus tradiert übertragenen Milieuverwurzelungen, denen sich Kinder nicht widersetzen können, die eine Folie für Späteres bilden oder sie werden bewusst manipuliert und weitergeführt. Auch sie sind unscharf. Wörter und Worte verlieren zunehmend ihren kollektiven Sinn, weil Lebenswelten unvergleichbarer werden. Sprache und Bilder werden durch Digitalisierung und die Weltsprache Englisch ein einfacheres

Verständigungsmedium, doch gleichzeitig oberflächlicher. Die Ebene des Meinen-zu-Verstehen wird dadurch umfangreicher, obwohl das von vielen Menschen wenig begriffen, weil sie subjektive Wirklichkeit für objektive Wahrheit halten. Aufgrund der inflationären Bilderflut gewinnen einzelne Bilder nicht mehr die Aufmerksamkeit wie vor der Digitalisierung, gar zu Beginn der Photographie, so dass Bildsprache ebenso wie Sprache in sich und an sich auseinanderdriften oder gleichzeitig mit Icons um eine breite Interpretation beraubt werden. Verständnis bekommt als Rettung eine Reduktion auf eineindeutige Symbole, die dialektisch betrachtet genauso das Gegenteil spiegeln. Die Flucht aus wachsenden Kontingenzen führt nicht nur heute zu drastisch zunehmenden Fundamentalismen. Quälenden Vielfalt bekommt den Fluchtpunkt Einfachheit. Das Autoritätshörige wächst und gedeiht, so dass lautes wie öffentliches Denken strafbar wird.

Die gesellschaftliche Funktion von Visuellem und Sprachlichem findet nicht in ihrer möglichen Tiefe Aufnahme, so dass gemeinsame Aktion zerbröckelt. Selbstverständlichkeiten und vor allem Tabus als eingemeißelte Werturteile verhindern das notwendige Verständnis von Fremdem, was ohnehin schon von der Vorurteilsphäre eingeengt wird.

Bilder sind ein Ausschnitt von Wirklichkeit, der wirkmächtig sein kann. Bekannte Bilder mögen einfach zu verstehen sein, was sich oft als Irrtum herausstellt. Nehme ich Politiker*innen auf Wahlplakaten. Sie dienen wahrscheinlich in der Mehrheit als Aufforderung für die bereits im Kopf gewählte oder präferierte Partei. Es sei denn, der ‚schöne Helmut Schmidt‘ oder der ‚schöne Hans-Georg Kiesinger‘ treten an. Insbesondere Frauen sollen die späteren Bundeskanzler als schöne wie stattliche Männer „angehimmelt“ haben. Es kann auch die schöne Nase von ... sein. Dann entsteht ein Bilderkrieg, der den spezifisch politischen übertüncht. Bilder können ebenso irrelevant werden, wenn sie eine Antiästhetik für subjektive Sichtweisen aufnehmen. Doch: Die Bildproduktion im politischen Bereich steckt in den Kinderschuhen gegenüber der „genial“ operierenden Wirtschaft. „Sex sells“ – nicht nur bei Schmidt und Kiesinger. Die Politik hat nicht die Aufgabe, wie Marketing und Werbung, die Menschen zu manipulieren, was im offiziellen Kontext „überzeugen“ heißt, sie kann sich dennoch nicht von einer allgemeinen Ästhetik freimachen. Sie sollte aufklären. So die Theorie, denn der Tropfen der herrschenden Lobbys in Landeshauptstädten, Bundeshauptstadt und EU nährt sie durchaus.

Nicht nur die Vielfalt der Informationen führt zu weniger Klarheit, sondern ebenso das Bombardement mit Werbung, die keinesfalls unpolitisch oder neutral dasteht. Ganz im Gegenteil: Sie kurbelt den Konsum mit allgemein attraktiven und milieuschönen Bildern an. Die „geile Werbung“ thront mit dem Biest dahinter. Die sterbenden Kinder, verbrannten

Näher*innen, die Verletzung der Kinder- und Menschenrechte, die Zerstörung der Umwelt sowie die vielen Armen in der Heimat tragen bis auf sehr wenige Ausnahmen diesen Konsum und schützen das Klima. „Sie müssen ja nicht bei denen kaufen“, rufen die sehr Wohlhabenden mit ihrem klimakillenden Alltagsverhalten. Diese Impertinenz verlagert die Moral auf das letzte Glied der Kette. Alle dürfen machen, was sie wollen, doch die Negativa tragen die Individuen ohne Privilegien.⁴³ Bilder gibt es dazu haufenweise, doch – hier zeigt das Individuum Defizite – die meisten Menschen wollen sie nicht wahrhaben. Es ist eben so wie es ist. Die Bilder zur Verletzung von Menschenrechten könnten beispielsweise die Informationen zur Wirtschaft ablösen, die dafür mitten in einer Nachrichtensendung nach Bedarf gekürzt Platz finden sollten. Dann würde keine*r einschalten? Klar, denn es widerspricht zunächst allen Sehgewohnheiten, denn das Seifentraining von Jahrzehnten fehlt. Die Bilder hinter und zwischen den aktuellen Bildern zeigen deutlich mehr Wahrheit. Auch hier stehen alte Bilder den neuen im Weg.

Damit beginnt das Zwischen. Smartphone: ja – Rohstoffvergeudung: ja. Ästhetik: ja. Abgeleitete Identität: ja. Alles fein, feiner Sand im Getriebe oder Marktwirtschaft um den Konsum des schönen Scheins. Die Welt der Konsument*innen liegt vermachtet vor uns. Die Aura der schönen Künste, der Informationen kennt Privatanbieter und öffentliche Institutionen.

Die Konkurrenz zwischen öffentlich-rechtlichen Anstalten zu den Privaten ist entschieden. Die Zukunft gehört den Privaten, denn ihre Lobby mit Geldsäcken im Hintergrund tut alles, um den Bilderkampf zu gewinnen. Ein Skandal bei ihnen umschließt einen „Kavaliersdelikt“, während bei den Öffentlichen das „System der Gestrigen“ erhalten muss. Bilder zwischen Flexibilität und Verkrustung füllen die wenig reflexiven Köpfe. In den letzten Jahrzehnten war ich häufiger Interviewter für Fragen zu Jugend, Armut und Arbeitslosigkeit - insbesondere in der Regionalberichterstattung von Rundfunk und Fernsehen bei Privaten. Als ich die ‚durchschnittlichen Probleme‘ darstellen wollte, hieß es: „Lassen Sie uns doch lieber über Positives reden“ oder „Wenn Sie etwas Besonderes haben, sind wir da.“ Der vor rund zwei Jahrzehnten verstorbene amerikanische Medienwissenschaftler Neil Postman spräche wahrscheinlich von einer Verseifung des Programms. Die Zuschauer*innen werden oberflächlich bedient, womit sich das Zwischen verschiebt. Wer besser seift, gewinnt. Das Zwischen den Anstalten produziert immer mehr Schaum, der mit Leben verwechselt wird.

⁴³ Konzerne müssen nur systemrelevant sein, dann bekommen sie staatliche Unterstützung. Haben sie denn vorher den Staat unterstützt?

Dieses sich permanent verschiebende Zwischen fällt negativ oder positiv aus. Die Bilder zwischen Frau und Mann haben sich in den Köpfen verschoben, die Atomkraft ebenfalls, die LGBTQIA+-Bewegung ist auf dem Weg vom Zwischen zum Akzeptierten usw. Zwischen kann kein generelles Qualitätsmerkmal sein, sondern muss, wie alles andere auch, im Kontext beurteilt werden.



Bilder im Kopf leben das Zwischen den Köpfen. Diese Bilder, um gesellschaftlich wirksam zu sein, brauchen ein kollektives Moment, das die gemeinsame Bildsprache belebt. In der Werbung klappt das zielgruppenspezifisch noch immer ganz gut: "Die Freiheit nehm' ich mir." (VISA) war ein Slogan, der mit einer Frau im Badeanzug bebildert wurde. Sie kauft nach dem Schwimmen in einem Strandgeschäft eine Sonnenbrille und zaubert eine Visacard aus ihrem Badeanzug hervor.

Bilder sind kulturell unterschiedlich inhaltlich belegt, weshalb in der Interpretation das Zwischen nicht wegzudenken geht. Segelboot und Elefant stehen für Fernweh oder Verniedlichung oder ...? Meist herrscht keine zielgenaue Zuweisung. Sportler*innen, die verlieren, werden zu Kanonenfutter degradiert oder im positiven Fall gottgleich erhoben. Der Kontext entscheidet. Die*der beste Sportler*in sitzt allerdings im Sessel mit einer Tüte Chips, krault sich den Bierbauch und hätte alles besser hinbekommen.

In Russland scheinen die autoritär geprägten Fernsehbilder zur „Befreiung der Ukraine“ mit Text und Bild manipulativ gelungen, offensichtlich wegen der Einseitigkeit der Berichterstattung auch überzeugend. Das ist einhämmernde Propaganda, die Wirtschaft produziert Werbung zur Vereinnahmung. Dieser analoge Gedanke wird durchaus Protest hervorrufen, doch zwischen ihnen existiert eine große Parallele: Beide wollen überzeugen,

wobei die Werbung perfider vorgehen muss, denn sie kann nicht direkten körperlichen Zwang bei Renegat*innen à la Rußland ausüben, der bis zu ihrer Beseitigung führt.



Das Nicht-Wahrnehmbare, das Nicht-Wollende, das Nicht-Wahrhaben-Wollende geben dem Prozess der Erkenntnis eine spezielle Note, schreibe ich zu Anfang. Eine Arbeit mit Bildern, Sprache kann ohne die Relation von Emotion und Kognition nicht gelingen, wobei der Emotion der Schlüssel zukommt. Sprache und Bilder sind ohne einen tieferen Sinn hohl oder nur symbolhaft informativ. Der Kampf um Bilder ist vermachtet. Eine Macht bezieht sich auf die

Platzierung von Bildern, die dazu führt, dass sie museal erfolgreich ist, während Graffiti bis auf wenige Ausnahmen in der Wahrnehmung Schmierereien darstellen.

Vordergründig emotional angewärmte Interessen (s. z.B. Trump) pushen krisenanfällige Menschen für ihre Interessen und verkürzen damit bewusst die Macht der Follower, um selbst „oben“ zu stehen und ihren Anhängern Macht zu suggerieren. Ungleich schwerer haben es die Fridays for Future, die erst Bilder entwerfen und etablieren müssen. Zwischen institutionalisierter Macht und der Macht der Straße stehen Legalität und Legitimität, Bestehendes und zu Gestaltendes.

Das Goutieren eindimensionaler Bilder oder sich permanent wiederholender Motive ziehen gestrige Phantasielose in ihren Bann. In einer vermachteten Arena zeigt sich grundsätzlich als sehr schwierig, neue Bilder zu platzieren, die zudem gern plagiiert - folglich enteignet – werden.⁴⁴

Die Trumps haben einen bebilderten Feind, auf den sie einschlagen. Das Gestrige besitzt grundsätzlich mehr Macht als ein offenes Unbekanntes, Zukünftiges. Es sei denn eine neue soziale Bewegung entwickelt sich, die noch inhaltlich Fremdem eine prospektive Projektionsfläche bietet. Menschen, die nur Sicherheit kennen und leben wollen, sind Angstbeißer*innen. Zudem sind sie in Krisensituationen oder bei gesellschaftlichen Umwälzungen die ersten Menschen, die emotional verlieren. Menschen, die sich denkbaren Gefahren stellen, schauen der Krise in das Auge. Ein Mosaikstein zwischen vielen Mosaiksteinen, die ein Ganzes zumindest fragmentarisch nach realistischen Szenarien erfassen, bedeutet mehr als ein zementierter, der dahinschmilzt. In komplexen Krisensituationen reicht ein Rettungsboot allein nicht aus, obwohl es bei steigendem Meeresspiegel lebensverlängernd wirken kann. Die Titanic zählte als unsinkbar.

„Es ist eine Tatsache, dass man mit gewissen Schlagworten der leichtgläubigen Menge nach Belieben Sand in die Augen streuen kann.“ (Bertha von Suttner, erhielt 1905 als erste Frau den Friedensnobelpreis)

„Wer sich nicht bewegt, spürt seine Fesseln nicht.“ (Rosa Luxemburg)

⁴⁴ Enteignungen spielen im Modebereich und allgemein im Designbereich eine große Rolle. Punk steht für einen Beleg. Bei diesen Enteignungen geht es nicht nur um Bilder, sondern ebenso um Lebenseinstellungen und durchaus um historisch Gewachsenes. Die „Kreativen“, die permanent ihre Scouts aussenden, profitieren.

Herangezogene Materialien

Alys, Francis (2022): The Nature of the Game. The Games of Childhood, Belgium (Venice, Biennale 2022)

Anders, Günter (2011): Die Zerstörung unserer Zukunft, Zürich

Angus, Siobhan (2022): Der Silbertresor von Eastman Kodak, in: Boaz, Levin/ Ruelfs, Esther/ Beyerle, Tulga (Hg.): Mining Photography. Der ökologische Fußabdruck der Bildproduktion, Leipzig, S. 135-144

Arendt, Hannah (1975): Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, Bd. 1 und 2, Frankfurt/Main, Berlin, Wien

Arendt, Hannah (2016): Denktagebuch, Bd. 1 und 2, München/ Berlin/ Zürich

Bachmann, Barbara/Gilli, Franziska (2021): Hure oder Heilige. Frau sein in Italien, Bozen (I)

Balzer, Jens (2022): Ist das alles nur geklaut?, DIE ZEIT, Nr. 32, 4.8.22

Barthes, Roland (1989): Die helle Kammer, FfM

Beck, Ulrich (1985): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, FfM

Beck, Ulrich (2006): Weltrisikogesellschaft, FfM

Benjamin, Walter (2007): Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, FfM

Blumenberg, Hans (2018): Schiffbruch mit Zuschauer, FfM

Bouda, Ferhat (2022): Matemale, Les Pieds sur la Terre, Villmur-sur-Tarn (F)

Bozak, Nadia (2022): Digitale Bilder und die Kosten der Ressourcenextraktion, in: Boaz, Levin/ Ruelfs, Esther/ Beyerle, Tulga (Hg.): Mining Photography. Der ökologische Fußabdruck der Bildproduktion, Leipzig, S. 151-160

Brecht, Bertholt (1968): Kriegsfibel, Berlin (West)

Calvet, Jean-Louis (1973): Le colonialisme linguistique en France, in: Beauvoir, Simone de (Hg.): Les Temps Modernes, Paris, S. 324-326

Cartier-Bresson, Henri (2020): Man redet immer zu viel, Gespräche über das Leben die Kunst und die Photographie 1951-1998, München

Curtiz, Michael (1942): Casablanca, Film

Dylan, Bob (1963): Blowin' in the Wind, Lied

Ellworth-Jones, Will (2022): Banksy. Der Mann hinter der Wand, Kerkdriel (NL)

Erpenbeck, John/ Sauter, Werner (2020): Werteerfassung und Wertemanagement - Gezielte Werteentwicklung von Persönlichkeiten, Teams und Organisationen, Wiesbaden

Everett, Daniel (2010): Das glücklichste Volk. Zehn Jahre bei den Piraha-Indianern am Amazonas, München

Finkeldey, Lutz (2016): Im Kino der Gesellschaft. Eine soziologische Skizze zwischen Wirklichkeit und Wahrheit, Lich (Hessen)

- Finkeldey, Lutz (2011): So sind die also. Bilder und Welten von Jugendlichen, in: Finkeldey, Lutz/ Kotte, Barbara: So sind die also, Hannover, S. 5-105
- Finkeldey, Lutz (2010): Gefangen in eigener Zeit und sozialer Herkunft. Zwischen subjektiver Interpretation der „Welt“ und gesellschaftlichem Fortschreiten, Hannover
- Fulbright, J. William (1967): Die Arroganz der Macht, Reinbek bei Hamburg
- Galtung, Johan (1984): Strukturelle Gewalt, Reinbek bei Hamburg
- Geier, Arno (2018): Unter der Drachenwand, München
- Goffman, Erving (2003): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag, München
- Gorz, André (1983): Wege ins Paradies, Berlin
- Greenpeace Nachrichten (2020): 3/20, S.20
- Huxley, Aldous (2007): Schöne neue Welt, FfM
- Illich, Ivan (1978): Fortschrittsmythen - Schöpferische Arbeitslosigkeit. Energie und Gerechtigkeit. Wider die Verschulung, Reinbek bei Hamburg
- Junge, Matthias (2019): Images von Scheitern und Erfolg, oder: Das Bild im Sprachbild, Wiesbaden, in: ders. Hrsg.: Das Bild in der Metapher. Bilder des Erfolgs – Bilder des Scheiterns, Wiesbaden, S. 7-18
- Kieselbach, Thomas/ Wacker, Alois (1991): Bewältigung von Arbeitslosigkeit im sozialen Kontext. Programme, Initiativen, Evaluationen, Weinheim
- Krippendorff, Ekkehard (1987): Internationale Politik, FfM/ NY
- Levin, Boaz/ Ruelfs, Esther (2022): Fotografie und Klimawandel: Die Reflexionsmaschine und ihr Fußabdruck, in: Boaz, Levin/ Ruelfs, Esther/ Beyerle, Tulga (Hg.): Mining Photography. Der ökologische Fußabdruck der Bildproduktion, Leipzig, S. 12-24
- Lévy-Strauss/ Eribon, Didier (1996): Das Nahe und das Ferne. Eine Autobiographie in Gesprächen, FfM
- List, Herbert/Eckardt, Emanuel (2022): Magier des Lichts, Hamburg
- Lütgehaus, Lutger (2004), Nichts, FfM
- Mead, Margret (2000): Der Konflikt der Generationen. Jugend ohne Vorbild, 2000
- Mey, Reinhard (1971): Der Mörder ist immer der Gärtner, Lied
- Mintie, Katherine (genannt Kappy) (Gespräch mit Boaz, Levin) (2022): Papier, seine Materialität und der transatlantische Handel, in: Boaz, Levin/ Ruelfs, Esther/ Beyerle, Tulga (Hg.): Mining Photography. Der ökologische Fußabdruck der Bildproduktion, Leipzig, S.171-173
- Nena (1983): 99 Luftballons, Lied
- Panofski, Erwin (1975): Ikonographie und Ikonologie. Eine Einführung in die Kunst der Renaissance, in ders.: Sinn und Deutung der Bildenden Kunst, Köln, S. 36-67
- Parin, Paul/Morgenthaler, Fritz/ Parin-Matthèy, Goldy (1963): Die Weißen denken zuviel.

- Paschen, Joachim/ Spies, Ulrich/ Ziegert, Detlef (1992): Kein Respekt vor heiligen Kühen. Gordian Troeller und seine Filme, Bremen
- Perec, Georges (2022): Lieux. Inédit, Paris
- Pfaller, Robert (2022): Zwei Enthüllungen über die Scham, FfM
- Pollan, Michael (2014): Kochen. Eine Naturgeschichte der Transformation, München
- Postman, Neil (1994): Wir amüsieren uns zu Tode, Gütersloh
- Psychoanalytische Untersuchungen in Westafrika, München
- Rau, Milo (2014): Die Moskauer Prozesse (Pussy Riot), Film
- Rau, Milo (2017): Das Kongo Tribunal, Film
- Reiser, Rio (1986): König von Deutschland, Lied
- Riefenstahl, Leni (1935): Triumph des Willens, Film
- Rosa, Hartmut (2005): Beschleunigung. Über die Veränderung der Zeitstruktur in der Moderne, FfM
- Rosa, Hartmut (2012): Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung. Umriss einer neuen Gesellschaftskritik, FfM
- Saint-Laurent, Étienne de (1976): Für eine revolutionäre Ideologie der Region, Autonomie Nr. 3, 4/76 München
- Sartre, Jean-Paul (1943): L'Être et le néant, Essai d'ontologie phénoménologique, Paris
- Schlick, Moritz (2019): Texte zu Einsteins Relativitätstheorie, Hamburg
- Seethaler, Robert (2012): Der Trafikant, Zürich
- Selge, Edgar (2021): Hast Du uns endlich gefunden, Reinbek bei Hamburg
- Tournier, Michel (1980): Die Schlüssel und das Schloss. Texte zu Bildern, München
- Weber, Max (1973): Soziologie. Universalgeschichtliche Analysen. Politik, Stuttgart
- Westner, Katrin (Gespräch mit Sven Schumacher) (2022): Von Erz, Blei und Rohstoffquellen als Machtfaktor, in: Boaz, Levin/ Ruelfs, Esther/ Beyerle, Tulga (Hg.): Mining Photography. Der ökologische Fußabdruck der Bildproduktion, Leipzig, S.161-164
- Wikipedia (2021): Stichwort: Einfache Sprache, Zugriff: 20.1.21, 16.35h

Photos und Schaubilder

Das Copyright aller Photos und Schaubilder liegt wie beim kompletten Text bei Lutz Finkeldey. Alle verwendeten Quellen sind im Text bzw. in „Herangezogene Materialien“ kenntlich gemacht.